P. o. gall.
1990
vd

Fiche

P.o.gall. 1990 vd
Sand
Fiche

Lelia.

Nach dem Französischen

des

George Sand.

Von

Adolph Braun.

Leipzig, 1834.

Ch. G. Kayser'sche Buchhandlung.

(F. Beyer.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wenn die leichtgläubige Hoffnung einen zuversichtlichen Blick auf die Zweifel eines verlassenen und trostlosen Gemüths wagt, um sie zu prüfen und zu heilen, so schwankt ihr Fuß am Rande des Abgrundes, ihr Auge trübt sich, sie unterliegt dem Schwindel und dem Tode.

Ungedruckte Gedanken eines Einsiedlers.

Vorwort des Uebersetzers.

Die Romane von George Sand finden in Frankreich großen Beifall und ein so bedeutendes Lesepublikum, daß wiederholte Auflagen nöthig wurden. Der vorliegende „Lelia“ ist nach der zweiten Auflage übersetzt worden, um endlich auch das größere deutsche Publikum mit der Schreibart der Verfasserin (George Sand soll der angenommene Name einer Dame seyn), von deren Werken meines Wissens noch keins ins Deutsche übertragen wurde, bekannt zu machen. Den Roman ganz in der Breite des Originals wiederzugeben, habe ich Bedenken getragen und mir einige Abkürzungen erlaubt, um das Buch dadurch dem deutschen Geschmack besser anzupassen. Von der Handlung ist nichts weggelassen worden, nur von den oft zu weitschweifigen Gesprächen und Apostrophen.

Zwar klingt das Alles in dem classischen Französischen des Originals recht hübsch, mag auch dem redseligen Franzosen ganz recht seyn; aber der Deutsche liebt die zu gedehnte Weitläuftigkeit nicht.

Es werden in diesem Romane Ansichten über das menschliche Leben entwickelt, die in unserer Zeit viele Bekenner finden dürften, die aber noch nirgends so freimüthig niedergeschrieben worden sind, am wenigsten von Frauenhand, und so wird die Lesewelt hoffentlich nicht sagen: „das Buch hätte eben so gut unübersetzt bleiben können.“

Adolph Braun.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

I.

Wer bist du? und warum kann man dich ohne Schmerz nicht lieben? Es muß ein entsetzliches, von Menschen bisher nicht gekanntes Geheimniß in dir seyn. Keinenfalls bist du aus dem nämlichen Stoffe geformt und mit dem nämlichen Leben beseelt als wir! Du bist ein Engel oder ein Teufel, aber kein menschliches Geschöpf. Warum verbirgst du uns deine Natur und deinen Ursprung? Warum wohnst du unter uns, die wir dir weder genügen, noch dich verstehen können? Wenn du von Gott kommst, so sage es und wir werden dich anbeten. Wenn du aus der Hölle kommst . . . . du aus der Hölle! Du, so schön und so rein! Haben die bösen Geister diesen himmlischen Blick, diese harmonische Stimme und diese Worte, die die Seele erheben und sie zu Gottes Throne tragen!

Und dennoch, Lelia, ist etwas Höllisches in dir. Dein bitteres Lächeln straft die himmlischen Versprechungen deines Blickes Lügen. Zuweilen sind deine Worte trostlos wie der Atheismus: es giebt Augenblicke, wo du an Gott und an dich selbst zweifeln lassen könntest. Warum, Lelia, warum bist du so? Was machst du aus deinem Glau-

ben, was machst du aus deiner Seele, wenn du die Liebe leugnest? O Himmel! und du könntest eine solche Lästerung aussprechen! Aber wer bist du denn, wenn du so denkst, wie du sprichst?

II.

Lelia, ich fürchte mich vor dir. Je öfter ich dich sehe, je weniger errathe ich dich. Du stößest mich hinaus auf ein Meer von Unruhe und Zweifeln. Du scheinst mit meiner Angst zu spielen. Du erhebst mich bis zum Himmel und trittst mich unter die Füße. Du nimmst mich mit in die strahlenden Wolken und stürzest mich wieder in das dunkle Chaos! Meine schwache Vernunft unterliegt solchen Proben. Schone meiner, Lelia!

Gestern, wie wir die Berge besuchten, warst du so groß, so erhaben, daß ich hätte vor dir knien und deine Fußspur küssen können. Als Christus in einer goldenen Wolke verklärt wurde und den Augen seiner Apostel in einer leuchtenden Flüssigkeit zu schwimmen schien, warfen sie sich nieder und riefen: Herr, du bist wahrlich Gottes Sohn! Und als dann die Wolke zerrann und der Prophet mit seinen Jüngern den Berg hinunter ging, fragten sie sich gewiß voll Unruhe: Ist dieser Mensch, der mit uns geht, der wie wir redet, der mit uns essen wird, der nämliche, den wir eben in einem Feuerschleier und strahlend vom Geiste des Herrn gesehen haben? — So geht es mir mit dir, Lelia! Jeden Augenblick verklärst

du dich vor mir und enthüllst dich wieder deiner Gottheit, um meines Gleichen zu werden, und ich frage mich dann mit Schrecken, ob du nicht eine himmlische Macht seyst, irgend ein neuer Prophet, das noch einmal unter menschlicher Gestalt zu Fleisch gewordene Wort, und ob du so handelst, um unsern Glauben zu versuchen und die wahren Gläubigen zu erkennen!

Aber Christus! dieser große personifizirte Gedanke, dieses erhabene Vorbild der unsterblichen Seele, war stets über der menschlichen Natur, die er angezogen hatte. Er hatte gut Mensch werden, er konnte sich nie so verbergen, daß er nicht immer der erste unter den Menschen gewesen wäre. Wenn du aber, Lelia — und das erschreckt mich so — von deiner Höhe herabsteigst, so bleibst du nicht einmal uns gleich, sondern sinkst noch tiefer und scheinst uns nur noch durch die Verkehrtheit deines Herzens beherrschen zu wollen. Woher rührt z. B. der tiefe, glühende, unauslöschliche Haß, den du gegen das Menschengeschlecht hegst? Kann man Gott lieben, wie du es thust, und doch so grausam seine Werke verachten? Wie läßt sich diese Mischung von erhabenem Glauben und verhärteter Gottlosigkeit vereinigen, dieser Aufschwung zum Himmel und dieses Bündniß mit der Hölle? Noch einmal, woher kommst du, Lelia? Welche Sendung des Heils oder der Rache erfüllst du auf Erden?

Gestern, wie die Sonne hinter dem Gletscher unterging, in rothbläuliche Dünste eingehüllt, wie

die laue Luft eines schönen Winterabends dein Haar bewegte und die melancholischen Töne der Kirchenglocke in dem Echo der Thäler wiederhallten, warst du, Lelia, wahrlich die Tochter des Himmels. Die weichen Strahlen der untergehenden Sonne erstarben auf dir und umgaben dich mit einem magischen Glanze. Deine Augen, die du gegen das blaue Gewölbe gerichtet hattest, an welchem sich kaum einige furchtsame Sternchen zeigten, glänzten von einem heiligen Feuer. Ich hörte das geheimnißvolle Murmeln der Bäche, ich betrachtete das wellenförmige Wiegen der leicht bewegten Tannen, ich sog den lieblichen Wohlgeruch der Veilchen ein, die am ersten lauen Tage, bei dem ersten bleichen Sonnenstrahl ihre azurnen Kelche öffnen. Aber du dachtest an das Alles nicht; weder Blumen noch Wälder oder Bäche konnten deine Blicke fesseln. Kein irdischer Gegenstand weckte deine Gefühle; du warst ganz des Himmels. Und als ich dir das bezaubernde Schauspiel zeigte, was sich zu unsern Füßen ausbreitete, erhobst du die Hand gegen das ätherische Gewölbe und riefest: Betrachte das! O Lelia! du seufztest nach deinem Vaterlande, nicht wahr? Du fragtest Gott, warum er dich so lange hier vergäße, und warum er dir nicht deine weißen Flügel wiedergäbe, damit du zu ihm eilen könntest?

Aber ach! als die kälter werdende Luft uns nöthigte, zur Stadt zurückzukehren; als ich, angezogen durch den Ton der Glocken, dich bat, mit mir

in die Kirche zum Abendgebet zu treten, warum verließest du mich nicht, Lelia? Warum ließest du, was dir gewiß ein Leichtes gewesen wäre, nicht eine Wolke herabkommen, um mir dein Gesicht zu verschleiern? Ach! warum habe ich dich so sehen müssen, empor gerichtet, mit gerunzelter Stirn, stolzem Blicke und kaltem Herzen? Warum knietest du nicht nieder auf den Marmor, der weniger kalt war als du? Warum kreuztest du die Hände nicht über den Busen, der durch die Gegenwart Gottes von Rührung oder Furcht hätte erfüllt seyn sollen? Warum diese stolze Ruhe und diese scheinbare Verachtung der Gebräuche unserer Kirche? Verehrst du nicht den wahren Gott, Lelia? Kommst du aus den heißen Gegenden, wo man dem Brama opfert, oder von den Ufern der großen Flüsse, wo der Mensch eher den bösen Geist als den guten anfleht? Denn wir kennen weder deinen Ursprung noch das Klima, welches dich gebar. Niemand weiß es, und das Geheimniß, welches uns umgiebt, macht uns abergläubig wider unsern Willen!

Du gefühllos! Du gottlos! O! das kann nicht seyn! Aber sage mir im Namen des Himmels, was wird denn, in solchen schrecklichen Stunden, aus dieser Seele, dieser großen Seele und ihrer Begeisterung, deren Feuer uns über Alles hinausführt, was wir je gefühlt haben? An was dachtest du gestern, was hattest du aus dir selbst gemacht, als du stumm und eisig im Tempel warst, aufrecht wie der Pharisäer, Gott messend, ohne zu

zittern, taub für die heiligen Gesänge, gefühllos für den Weihrauch, für die Seufzer der Orgel, für alle Poesie des heiligen Ortes? Und wie schön war die Kirche, erfüllt von Wohlgerüchen und heiligen Harmonien! Wie die Flamme der silbernen Lampen weiß und matt in den Wolken erschien, die sich aus dem Benzoe entwickelt hatten, während die Räucherpfannen ihre Wohlgerüche in schönen Spirallinien zur Decke sandten! Wie der Tabernakel strahlte in der Beleuchtung der Wachskerzen! Und wie der Priester, dieser große schöne irländische Priester mit seinem schwarzen Haare, seinem majestätischen Wuchse, seinem strengen Blicke und seiner sonoren Stimme langsam die Altarstufen herabkam, sein langer Sammetmantel über die Teppiche nachschleppte; wie er seine volle Stimme erhob, traurig und durchdringend, gleich den Stürmen, die in seinem Vaterlande hausen; wie er, indem er uns die blitzende Monstranz vorhielt, das in seinem Munde so mächtige Wort: Adoremus! aussprach, da, Lelia, fühlte ich mich von einem heiligen Schrecken ergriffen, warf mich auf die Knie und schlug an meine Brust.

Aber der Gedanke an dich ist so mit mir verschmolzen, daß ich mich fast in demselben Augenblicke nach dir umsah, um diese begeisternde Bewegung mit dir zu theilen, oder vielleicht auch, was mir Gott verzeihen möge, um die Hälfte meiner demüthigen Anbetung an dich zu richten.

Aber du, du standest unbeweglich! du hast

nicht das Knie gebeugt! Du hast nicht die Augen niedergeschlagen! Dein stolzer Blick heftete sich kalt und forschend auf den Priester, auf die Hostie, auf die hingeworfene Menge; nichts von Allem rührte dich. Du allein verweigertest dem Herrn dein Gebet. Wärest du eine noch erhabenere Gewalt? Lelia, Gott möge es mir verzeihen, einen Augenblick glaubte ich es und wollte ihm meine Huldigung entziehen, um sie an dich zu wenden. Ich fühlte mich durch die dir inwohnende Macht geblendet und unterjocht. Ach! ich muß gestehen, dich nie so schön gesehen zu haben. Bleich, wie die Marmorstatuen, die bei den Gräbern wachen, hattest du nichts Irdisches mehr. Deine Augen blitzten von einem düstern Feuer, und deine schöne Stirn, aus der du das schwarze Haar gestrichen hattest, erhob sich voll Stolz und Geist über das Volk, über den Priester, ja über Gott selbst. Diese Tiefe der Gottlosigkeit war erschreckend, und Alles erschien klein, wenn man dich so mit dem Blicke den Raum zwischen uns und dem Himmel messen sah. Hatte dich Milton vielleicht gesehen, wie er die zerschmetterte Stirn seines empörten Engels so edel und schön malt? Soll ich dir alle meine Schrecken sagen? Es schien mir, daß in dem Augenblicke, wo der Priester, das Symbol des Glaubens über unsern gebeugten Häuptern erhebend, dich vor sich erblickte, emporgerichtet, wie er selbst, dich allein mit ihm über Alle erhaben, er seinen tiefen und ernsten Blick vor deinem Auge niederschlug. Es

schien mir, als ob der Priester erblasse, als ob seine zitternde Hand nicht länger den Kelch halten könne und als ob ihm die Stimme versage. War es ein Traum meiner aufgeregten Phantasie, oder erstickte wirklich der Unwille das Wort des Dieners des Herrn, als er dich der durch seinen Mund ergangenen Ermahnung nicht folgen sah? Oder hätte er, gleich mir auf befremdende Weise befangen, etwas Uebernatürliches in dir zu sehen geglaubt, eine Macht des Abgrundes oder eine Offenbarung des Himmels?

III.

Was geht das dich an, junger Dichter? Warum willst du wissen, was ich bin und von wannen ich komme? Ich bin wie du im Thale der Thränen geboren, und alle Unglückliche, die auf der Erde herumkriechen, sind meine Brüder. Ist sie denn so groß, diese Erde, die ein Gedanke umarmt und die eine Schwalbe in einigen Tagen umkreiset? Was kann es Befremdendes und Geheimnißvolles in einem menschlichen Wesen geben? Welchen großen Einfluß kann ein Sonnenstrahl haben, ob er mehr oder weniger senkrecht auf unsere Köpfe fällt? Und die ganze Erde ist ihm nicht zu vergleichen, sie ist sehr kalt, sehr blaß und sehr klein. Frage den Wind, wie viel Stunden er gebraucht, um sie von einem Pole zum andern umzustürzen.

Wäre ich an dem entgegengesetzten Ende der Welt geboren, so würde immer noch wenig Unterschied zwischen dir und mir seyn. Beide zum Lei-

den verdammt, beide schwach, unvollkommen, selbst durch alle unsere Genüsse verletzt, in steter Unruhe, begierig nach einem namenlosen Glück, stets außer uns, das ist unser gemeinschaftliches Schicksal, dadurch sind wir Brüder und Gefährten auf dieser Erde der Verbannung und der Knechtschaft.

Du frägst, ob ich ein Wesen anderer Natur sey als du? Glaubst du, daß ich nicht leide? Ich habe Menschen gesehen, die unglücklicher als ich waren durch ihre Lage, weniger durch ihren Charakter. Nicht alle Menschen leiden in gleichem Grade. In den Augen des großen Urhebers unsers Elendes sind diese Verschiedenheiten der Organisation ohne Zweifel von keinem Belange. Wir, auf unserm beschränkten Gesichtspunkte, verbringen die Hälfte unsers Lebens damit, uns einander zu prüfen und die Schattirungen zu berechnen, denen das Unglück unterliegt. Was ist aber alles dieses vor Gott? Etwa, was vor unserm Auge der Unterschied zwischen den Stengeln der Kräuter seyn dürfte.

Deshalb bete ich nicht zu Gott. Was sollte ich ihn bitten? Daß er meine Bestimmung ändere? Er würde lachen. Daß er mir die Kraft verleihe, gegen meine Leiden zu kämpfen? Er hat sie in mich gelegt, es ist meine Sache, mich ihrer zu bedienen.

Du frägst, ob ich den bösen Geist anbete? Der böse Geist und der gute sind nur e i n Geist, nämlich Gott; das ist der unbekannte, geheimnißvolle

Wille, der über unserm Willen ist. Das Gute und das Böse sind Unterscheidungen, die wir selbst geschaffen haben, Gott kennt sie so wenig als Glück und Unglück. Fordere also weder vom Himmel noch von der Hölle das Geheimniß meiner Bestimmung. Ich könnte dir vorwerfen, daß du mich bald zu hoch, bald zu niedrig stellst. Dichter, suche in mir nicht diese tiefen Geheimnisse; meine Seele ist die Schwester der deinigen, du betrübst, du erschreckst sie, wenn du sie so ergründest. Nimm sie, wie sie ist, als eine Seele, die leidet und erwartet. Wenn du sie so strenge verhören willst, so wird sie sich in sich selbst zurückziehen und nicht mehr wagen, sich dir zu eröffnen.

IV.

Ich habe die Schärfe meiner Besorgnisse um dich zu freimüthig ausgesprochen, Lelia; ich habe die hohe Schamhaftigkeit deiner Seele verletzt. Das kommt, Lelia, weil auch ich unglücklich bin! Du glaubst, daß ich dich mit dem neugierigen Auge des Philosophen betrachte, und irrst dich. Wenn ich nicht fühlte, daß ich dir angehöre, daß fortan mein Daseyn unauflöslich an das deinige gebunden ist, wenn ich mit einem Worte dich nicht leidenschaftlich liebte, so würde mir die Kühnheit mangeln, dich zu fragen, und wenn du der merkwürdigste Gegenstand wärest, der sich den Beobachtungen der Physiologen darbieten könnte.

Alle, die dich gesehen haben, theilen die un-

ruhigen Zweifel, die ich dir zu gestehen wagte. Sie fragen sich erstaunt, ob du ein gutes oder ein böses Wesen seyest, ob man dich lieben oder fürchten, dich aufnehmen oder zurückweisen müsse; selbst der große Haufe taumelt aus seiner Sorglosigkeit auf, um sich mit dir zu beschäftigen.

Er versteht weder den Ausdruck deiner Züge noch den Ton deiner Stimme, und wenn man die abgeschmackten Mährchen hört, deren Gegenstand du bist, so sieht man, daß das Volk eben so bereit ist, auf deinem Wege zu knien, als dich wie eine Geißel zu beschwören. Die höher stehenden Geister beobachten dich aufmerksam, diese aus Neugierde, jene aus Sympathie; aber keiner macht sich wie ich eine Lebensfrage aus der Lösung des Räthsels; ich allein habe das Recht, kühn zu seyn und dich zu fragen, wer du seyst, denn ich fühle es tief, und dieses Gefühl ist an mein Daseyn geknüpft, ich bin hinfort ein Theil von dir, du hast dich meiner bemächtigt, vielleicht ohne es zu wissen; ich bin nun aber einmal gebunden, ich gehöre mir nicht mehr allein, meine Seele kann nicht mehr in sich selbst leben; Gott und die Poesie genügen ihr nicht mehr; Gott und die Poesie vereinigen sich nun in dir, ohne dich giebt es keine Poesie, giebt es keinen Gott, giebt es gar nichts mehr.

Sage mir, Lelia,' weil du willst, daß ich dich für ein Weib halten und mit dir reden soll wie mit meines Gleichen, sage mir, ob du die Kraft

besitzest, lieben zu können, ob deine Seele aus Feuer oder aus Eis besteht, ob, indem ich mich dir hingebe, wie ich es gethan habe, es sich um meinen Untergang oder um mein Heil handelt; denn, ich weiß nicht, ich sehe nicht ohne Schrecken auf den fremden Weg, auf dem ich dir folgen soll. Die Zukunft ist mir in Wolken gehüllt, zuweilen rosige und leuchtende, wie die der Morgenröthe, zuweilen düstere, wie die dem Gewitter vorangehen.

Habe ich das Leben mit dir angefangen, oder habe ich es verlassen, um dir in den Tod zu folgen? Werden die Jahre der Ruhe und der Unschuld, die hinter mir liegen, durch dich verwelken oder aufgefrischt werden? Habe ich das Glück gekannt und werde es nun verlieren, oder habe ich nicht gewußt, was es sey, und werde es jetzt erst kosten? Diese Jahre waren sehr schön, sehr blühend, sehr lieblich! aber sie waren auch sehr ruhig, sehr dunkel, sehr unfruchtbar! Was habe ich gethan als träumen, erwarten und hoffen, seit ich auf der Welt bin? Werde ich endlich selbst schaffen? Wirst du etwas Großes oder etwas Verächtliches aus mir machen? Werde ich endlich aus dieser Nichtigkeit herausgehen, aus dieser Ruhe, die mich zu drücken anfängt? Und werde ich steigen oder fallen?

So frage ich mich jeden Tag mit Angst, und du antwortest mir nichts, Lelia, du scheinst nicht einmal zu wissen, daß ein Wesen vor dir steht, dessen Bestimmung mit der deinigen zusammen-

hängt und über welches du einst Gott Rechenschaft zu geben hast! Sorglos und zerstreut hast du dich meiner Kette bemächtigt und jeden Augenblick vergißt du es und lässest sie fallen!

Erschreckt, mich allein und verlassen zu sehen, rufe ich dich jeden Augenblick und zwinge dich, aus den unbekannten Regionen herabzusteigen, zu denen du dich ohne mich aufschwingst. Grausame Lelia! wie glücklich du bist, so freien Geistes zu seyn, allein träumen, allein lieben, allein leben zu können! Ich kann das nicht mehr, ich liebe dich, und nur dich. Alle die anmuthigen Schönheitsmuster, die weiblichen Engel, die mir in meinen Träumen erschienen und mir Küsse und Blumen zuwarfen, sind verschwunden. Sie kommen nicht mehr, ob ich wache oder träume. Du nur bist es, die ich bleich, ruhig, traurig und schweigend an meiner Seite oder in meinem Himmel erblicke.

Ich bin sehr elend! meine Lage ist nicht gewöhnlich; es handelt sich nicht allein darum, zu wissen, ob ich würdig sey, von dir geliebt zu werden, sondern auch darum, ob du fähig seyst, einen Mann zu lieben und — nur mit Entsetzen schreibe ich das Wort nieder, so fürchterlich ist es — ich glaube n e i n!

O Lelia! wirst du diesesmal antworten? Mich schaudert jetzt, gefragt zu haben. Ich hätte morgen noch in Zweifeln und Hirngespinnsten fortleben können. Nun bleibt mir vielleicht morgen nichts mehr zu fürchten noch zu hoffen.

V.

Was du für ein Kind bist! Kaum geboren, bestrebst du dich schon zu leben! denn ich muß dir sagen, du hast noch nicht gelebt, Stenio; ich werde dir das Leben in zwei Worten definiren, aber später.

Warum denn nun so eilen? Glaubst du nicht schnell genug das verwünschte Ende erreichen zu können, wo wir alle scheitern? Dieses Schicksal wird dich treffen wie alle Andere, Stenio. Nimm dir daher Zeit, und überschreite erst so spät als möglich die Schwelle der Schule, wo man leben lernt.

Glückliches Kind, du frägst, wo das Glück sey, wie es aussehe, ob du es schon gekostet habest, ob du berufen seyst, es einst zu kosten? O tiefe und köstliche Unwissenheit! Ich antworte dir nicht, Stenio.

Fürchte nichts, von Allem, was du wissen möchtest, werde ich dir nichts sagen. Ob ich liebe, ob ich lieben kann, ob ich dich glücklich machen werde, ob ich gut oder böse bin, ob dich meine Liebe erheben oder meine Gleichgültigkeit vernichten werde: alles das, siehst du, sind verwegene Fragen, deren Lösung der Himmel deinem Alter versagt und die er mir verbietet dir zu ertheilen.

Ich segne dich, junger Dichter, schlafe in Frieden. Der morgende Tag wird dir so schön seyn, wie alle Tage deiner Jugend, und mit der größten Wohlthat der Vorsehung geschmückt, mit dem Schleier, der die Zukunft verbirgt.

VI.

So antwortest du immer. Allein dieser Zustand der Unwissenheit, den du so süß glaubst, ist fürchterlich, Lelia; du behandelst ihn mit wegwerfender Leichtigkeit, weil du ihn nicht kennst. Deine Kindheit ist vielleicht eben so verstrichen, wie die meinige, aber die erste Leidenschaft, die sich in deinem Busen entzündete, kann nicht mit solcher Herzensangst verschwistert gewesen seyn, wie bei mir. Ohne Zweifel wurdest du eher geliebt, als du selbst liebtest. Dein Herz, dieser Schatz, um den ich noch auf den Knien flehen würde, wenn ich Herr des Erdballs wäre, dieses Herz wurde von einem andern Herzen sehnlich gerufen; du kanntest die Qualen der Eifersucht und der Furcht nicht; die Liebe erwartete dich, das Glück kam dir entgegen und du durftest nur einwilligen, glücklich zu werden, geliebt zu werden. Nein, du weißt nicht, was ich leide, sonst würdest du Mitleiden mit mir haben, denn du bist gut, deine Handlungen beweisen es, obgleich du es leugnest. Ich habe dich die Barmherzigkeit des Evangeliums ausüben sehen, mit deinem boshaften Lächeln auf den Lippen. Du bist gut, du besitzest eine angeborne, unwillkührliche Güte, die dir nicht durch kalte Betrachtung genommen werden kann.

Wenn du wüßtest, wie unglücklich du mich machst, du würdest Mitleiden mit mir haben; du würdest mir sagen, ob ich leben oder sterben soll;

du würdest mir das berauschende Glück oder die tröstende Vernunft geben.

VII.

Wer ist denn der bleiche Mensch, den ich gleich einem finstern Gebilde allenthalben erscheinen sehe, wo du bist? Was will er von dir? Woher kennt er dich, oder wo hat er dich gesehen? Woher kommt es, daß er gleich bei seinem ersten Auftreten hier sich durch die Menge drängte, um Dich zu betrachten, und daß du augenblicklich einen schmerzlich lächelnden Blick mit ihm wechseltest?

Dieser Mensch beunruhigt und erschreckt mich. Wenn er mir nahet, schaudert mich; wenn sein Kleid das meinige berührt, fühle ich etwas, wie einen elektrischen Schlag. Du sagst, er sey ein großer Dichter, der sich der Welt nicht hingebe, aber höher stehe, als Byron. Seine hohe Stirn verkündigt in der That das Genie, aber ich finde die himmlische Reinheit nicht, nicht den Enthusiasmus, der den Dichter bezeichnet. Dieser Mensch ist finster und traurig, wie der Giaur, wie Lava, wie du, Lelia, wenn du leidest. Es ist mir unangenehm, ihn beständig an deiner Seite zu sehen, deine Aufmerksamkeit fesselnd und, so zu sagen, Alles aufkaufend, was dir an Wohlwollen und Theilnahme an menschlichen Angelegenheiten noch geblieben ist.

Ich weiß, daß ich kein Recht habe, eifersüchtig zu seyn, und werde dir daher auch nicht sagen,

was ich leide. Aber es betrübt mich, dich diesem düstern Einflusse hingegeben und schon so traurig und entmuthigt sehen zu müssen, während du nur in süßen Hoffnungen leben solltest. Denn dieser Mensch ist durch den Hauch der Leidenschaften ausgetrocknet, keine Jugendfrische belebt mehr seine versteinerten Züge, sein Mund kann nicht mehr lächeln; er spricht, er geht, er handelt aus Gewohnheit, aus Erinnerung; aber das Lebensprincip ist lange in seiner Brust erloschen. Ich bin hierüber gewiß, ich habe diesen Mann genau beobachtet und das Geheimniß durchschauet, worin er sich einhüllt. Wenn er dir sagt, daß er dich liebt, so lügt er. Er kann nicht mehr lieben.

Kann aber der, welcher nichts mehr fühlt, auch nichts mehr einflößen? Eine schreckliche Frage, die ich schon lange beleuchte, seit ich lebe, seit ich dich liebe.

Du theilst den Abscheu nicht, den mir jener Mensch einflößt. Im Gegentheil scheinst du durch eine unüberwindliche Sympathie zu ihm hingezogen zu werden. Es ist, als ob nur ihr Beide euch verstehen könntet, und als ob eine traurige Aehnlichkeit zwischen euren Gefühlen und selbst euren Gesichtszügen statt finde. Ist es das Siegel des Unglücks, welches euren düstern Stirnen diesen Familienzug aufdrückt, oder, Lelia, wäre der Fremde wirklich dein Bruder? Alles in dir ist so geheimnißvoll, daß ich Alles glauben kann.

Ja, es giebt Augenblicke, wo ich mich überrede,

2

daß du seine Schwester seyst. Ich fühle mich aber deshalb um nichts weniger verletzt durch die Vertraulichkeit, die du gegen ihn zeigst. Wenn er dein Bruder ist, Lelia, welche Rechte hat er dann vor mir voraus? Glaubst du, daß meine Liebe weniger rein sey, als die seinige? Glaubst du, daß ich dich mit mehr Zärtlichkeit und Achtung lieben könnte, wenn du meine Schwester wärest? Ach! warum bist du es nicht! du würdest dann kein Mißtrauen in mich setzen, würdest nicht jeden Augenblick die keuschen und tiefen Gefühle verkennen, die du mir einflößest. Liebt man seine Schwester nicht leidenschaftlich, wenn man ein leidenschaftliches Gemüth besitzt und eine Schwester wie du, Lelia! Die Bande des Blutes, für gemeine Naturen so schweren Gewichts, was sind sie in Vergleichung zu denen, die der Himmel uns im Schatze seiner geheimnißvollen Sympathien bereitet?

Nein, wenn er dein Bruder ist, liebt er dich nicht mehr, wie ich, und du bist ihm nicht mehr Zutrauen schuldig, als mir. Aber mit mir theilst du nie deine Leiden. O, ich bin unglücklich, Lelia! denn du bist es, und doch hast du nie eine Thräne in meinen Busen vergossen. Es giebt Tage, wo du dich bestrebst, mit mir froh zu seyn, als fürchtetest du, mir lästig zu werden, wenn du dich deiner Trauer hingäbest. Aber dies ist ein beleidigendes Zartgefühl, Lelia, was mir oft sehr weh gethan hat. Mit ihm bist du nie froh. Habe ich nicht Ursache zur Eifersucht?

VIII.

Ich habe deinen Brief dem Manne gezeigt, den man hier Trenmor nennt und dessen wahren Namen ich nur weiß. Er nimmt solchen Antheil an deinen Leiden und hat ein so fühlendes Herz (was du erstorben glaubtest!), daß er mich ermächtigt hat, dir sein Geheimniß zu vertrauen.

Erfahre zuvor den Grund meiner Theilnahme an Trenmor. Er ist der unglücklichste Mensch, der mir bis jetzt erschien; in seinem Leidenskelche ist nicht ein Tropfen Hefen übrig geblieben, er hat Alles verschlingen müssen; er hat also vor dir einen großen unbestreitbaren Vorrang, den des Elendes.

Weißt du, was Elend ist, junger Mensch? Kaum trittst du in die Welt, du fühlst die ersten Bewegungen, deine Leidenschaften erheben sich, beschleunigen den Umlauf deines Blutes, erwecken neue Empfindungen in dir, und das nennst du leiden! Du glaubst, die große, schreckliche, feierliche Taufe des Elends empfangen zu haben! Du leidest, es ist wahr, aber giebt es ein edleres und süßeres Leiden, als das der Liebe? Wie viele Dichtungen hat es nicht hervorgebracht, und wie erwärmend und fruchtbar ist es, dieses Leiden, was man sagen und sich deshalb beklagen lassen darf!

Aber eines Leidens, was man bei Strafe der Schande und Verwünschung in sich selbst verschließen, in seinem Innern wie einen bittern Schatz

verbergen muß, was nicht erwärmet, sondern erstarret, was keine Thränen, keine Bitten, keine Träume hat, sondern stets wach und kalt das Herz lähmt; eines solchen, wie es Trenmor erfahren hat, könnte er sich einst vor Gott rühmen, am Tage des Gerichts; denn vor Menschen muß es verborgen bleiben.

Höre Trenmors Geschichte. Er ist größer und reicher ausgestattet, als einer von euch. Für ihn war das gewöhnliche Leben zu klein; Geistern wie ihm bietet das Weltall nicht Nahrung genug. Indessen war er, gleich dir, jung, offenherzig, verliebt und auch einmal zwanzig Jahre alt; nur kann man von ihm, da er schneller lebte, sagen, er sey mit sechszehn Jahren zwanzig gewesen.

Nachdem er die Liebe erschöpft hatte, wurde er von einer andern energischen Leidenschaft verzehrt, die ungleich stärker, weit berauschender und fruchtbarer an schrecklichen Dramen ist, das Spiel! Möge der Zweck desselben niedrig scheinen, das Feuer dieser Leidenschaft ist mächtig, die Kühnheit erhaben, die Opfer blind und ohne Gränzen. Solche Empfindungen können Frauen nie einflößen. Das Gold ist eine höhere Gewalt. An Kraft, an Muth, an Hingebung, an Ausdauer, ist der Verliebte, im Vergleich zum Spieler, nur ein schwaches Kind, dessen Anstrengungen Mitleid erregen. Wie viele Männer kannst du gesehen haben, die ihren Geliebten jenes unschätzbare Gut opferten, jene Bedingung des Daseyns, ohne welche kein erträgliches Daseyn denkbar ist, die Ehre! Schwerlich möchte die

Hingebung des Verliebten weiter gehen, als bis zum Opfer des Lebens. Der Spieler opfert täglich seine Ehre und erträgt dennoch das Leben. Er ist schroff, er ist Stoiker, er triumphirt kalt und unterliegt kalt, er steigt in einigen Stunden von dem untersten Range der menschlichen Gesellschaft zum ersten, und sinkt eben so wieder bis auf den Punkt zurück, von dem er ausging, und alles dieses, ohne seine Stellung oder seine Züge zu verändern. In wenigen Stunden durchläuft er, ohne den Platz zu verlassen, an welchen ihn sein Dämon fesselt, jeden Wechsel des Lebens. Bald König, bald Bettler, erklimmt er diese unermeßliche Leiter mit einem Sprunge, stets ruhig, stets Herr seiner selbst, stets von seinem kräftigen Ehrgeiz unterstützt, stets von dem scharfen Durste gereizt, der ihn verzehrt. Was wird er in der nächsten Minute seyn? Fürst oder Sklave? Wie wird er diese Höhle verlassen, nackend oder unter dem Gewicht des Goldes erliegend? Gleichviel, er wird morgen wiederkommen, sein Glück zu versuchen, es entweder ganz zu verlieren, oder es zu verdreifachen. Es giebt nur ein Unmögliches für ihn, die Ruhe; er ist wie der Sturmvogel, dem auf hoher See und beim Toben des Orkanes am wohlsten ist. Man beschuldigt ihn, er liebe das Gold. Er liebt es so wenig, daß er es mit vollen Händen wegwirft. Diese Gaben der Hölle würden ihm weder nützen, noch ihn sättigen können. Kaum reich geworden, wünscht er schon wieder, ruinirt zu seyn, um noch einmal die schreck-

liche Bewegung zu kosten, ohne welche das Leben für ihn keinen Geschmack hat. Was gilt ihm das Gold? An und für sich weniger, als dir die Sandkörner. Ihm ist das Gold nur das Emblem des Guten und Bösen, was er zu suchen oder ihm zu trotzen kommt. Es ist sein Spielzeug, sein Feind, sein Gott, sein Traum, sein Dämon, seine Geliebte, seine Poesie; es ist der Schatten, den er verfolgt, den er angreift, den er festhält und den er wieder entschlüpfen läßt, um den Kampf von neuem zu beginnen und sich noch einmal mit dem Schicksal zu messen. Das ist abgeschmackt; man muß es verdammen, denn eine auf solche Weise verwendete Energie bleibt ohne Nutzen für die Gesellschaft. Der Mensch, der seine Kräfte auf ein solches Ziel leitet, bestiehlt seines Gleichen um alles Gute, was er hätte thun können, wenn er von weniger Egoismus beseelt gewesen wäre. Aber, wenn ihr ihn verdammt, so verachtet ihn nicht, ihr kleinen Seelen, die ihr weder zum Guten noch zum Bösen fähig seyd; meßt nur mit Entsetzen den starken Willen, der sich auf ein schäumendes Meer hinauswagt, nur um das Vergnügen zu haben, seine Kraft zu versuchen. Sein Egoismus stößt ihn mitten in Mühseligkeiten und Gefahren hinein, wie der eurige euch an ruhige und arbeitsame Beschäftigungen kettet. Wie viele Menschen werdet ihr finden, die für das Vaterland arbeiten, ohne an sich selbst zu denken? Er aber isolirt sich, er verfügt über seine Zukunft, über seine Gegenwart,

über seine Ruhe, über seine Ehre. Er verurtheilt sich zum Leiden, zur Erschöpfung. Beklagt seinen Irrthum, aber vergleicht euch nicht mit ihm in eurem Dünkel, um auf seine Kosten zu glänzen. Sein Beispiel möge nur dienen, euch über eure unschädliche Nullität zu trösten.

Ich höre hier für heute auf; dein Alter ist das der Unduldsamkeit, und du würdest zu bestürzt werden, wenn ich dir Trenmors ganzes Geheimniß an einem Tage offenbaren wollte. Dieser Theil der Erzählung möge erst wirken; das Uebrige morgen.

IX.

Du hast Recht, wenn du mich schonst; was ich höre, erstaunt mich und wirft mich nieder. Aber nicht der Antheil bewegt mich so, den ich an Trenmors Geheimniß nehme, sondern dein Urtheil über dies Alles beunruhigt mich. Du mußt weit über der menschlichen Gesellschaft stehen, wenn du Verbrechen, welche man gegen dieselbe begeht, so leicht hin behandelst.

Alles, was Du sagst, hat auf mich eine Wirkung, wie die des vollen Sonnenlichts auf Augen, die an Finsterniß gewöhnt waren. Und doch fühle ich, daß du mir das Licht nur sparsam zutheilst, entweder aus Freundschaft oder aus Mitleiden... O Gott! was habe ich denn noch zu lernen? Welchen Täuschungen hat meine Jugend unterlegen? Der Spieler sey nicht verächtlich, sagst du? Oder wenn er es in den Augen höherer Wesen ist, kann

er es nicht in den meinigen seyn? Ich habe nicht das Recht, ihn zu richten und zu sagen: Ich bin größer, als dieser Mensch, der sich selbst schadet und Niemanden nützet. Gut! es sey; ich bin jung; ich weiß nicht, was aus mir werden wird; ich habe die Prüfungen des Lebens noch nicht durchgemacht; aber Trenmor war auch einst zwanzig Jahre und besaß edle Leidenschaften. Du, Lelia, deren Seele und Geist größer sind, als Alles, was es auf Erden giebt, kannst Trenmor verdammen und hassen, und du willst es nicht! Dein nachgebendes Mitleiden oder deine unkluge Bewunderung (ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll,) folgt ihm auf seinen strafbaren Triumphen, belobt seine Erfolge und achtet sein Unglück...

Aber wenn dieser Mensch so hoch steht, wenn in ihm ein solcher Luxus von Kraft ist, warum bedient er sich desselben nicht, so unselige Neigungen zu unterdrücken? Warum macht er einen üblen Gebrauch von seiner Kraft? Also wären Seeräuber und Banditen auch groß? Derjenige also, welcher sich durch kühne Verbrechen oder ungewöhnliche Laster auszeichnet, ist ein Mensch, dem die erstaunte Menge Achtung schuldig ist! Man muß folglich ein Held oder ein Ungeheuer seyn, um dir zu gefallen!

Wohl! sage mir ein ermuthigendes Wort, Lelia! sage mir, was du willst, daß ich sey und ich werde es seyn. Du glaubst, daß Frauenliebe nicht die nämliche Kraft verleihe, als die Liebe zum Golde...

Ist es meine Unehre, meine Schande, die du verlangst? Nun wohl, Lelia, wohl!... Doch ich thue Unrecht, dir solche Opfer anzubieten, du würdest mich nachher verachten. Aber du verachtest Trenmor nicht, der seine Ehre zum Opfer gebracht hat, wie du sagst, und wem? der Leidenschaft des Spieles! Fahre fort mit dieser Geschichte, sie spricht mich auf eine schreckliche Weise an, denn sie ist am Ende eine Enthüllung deiner Seele, dieser tiefen, beweglichen, unergreifbaren Seele, die ich stets suche und nie ergründe.

X.

Ohne Zweifel giltst du mehr als wir, junger Mensch, dein Stolz möge sich beruhigen. Aber wirst du in zehn Jahren, ja selbst in fünf Jahren, Trenmor oder Lelia aufwiegen? Das ist eine Frage....

So wie du bist, liebe ich dich, junger Mensch! Möge dieses Wort dich weder erschrecken, noch berauschen. Ich verlange nicht, dir hier die Lösung des Räthsels zu geben, die du wünschest. Ich liebe dich wegen deiner Aufrichtigkeit, wegen deiner Unwissenheit in Dingen, die ich weiß, wegen dieser großen Jugendsittlichkeit, die du so ungeduldig bist abzustreifen, unklug, wie du bist! Ich liebe dich auf eine andere Art als Trenmor; trotz seiner großen Leidenschaften, trotz seiner höheren Bildung, finde ich in seiner Unterhaltung weniger Reiz als in der deinigen, und ich werde dir

gleich erklären, warum ich mich so weit aufopfere, dich gegen ihn aufzugeben.

Ehe ich jedoch in meiner Erzählung fortfahre, will ich eine deiner Fragen beantworten:

Warum, sagst du, hat dieser Mensch von so mächtigem Willen seine Kraft nicht angewendet, sich selbst zu bekämpfen? Warum! .... glücklicher Stenio! — Aber wie fassest du denn die Natur des Menschen auf? — Was schließest du aus seiner Kraft? Was erwartest du von dir selbst?

Du bist sehr unklug, Stenio, dich in unsern Strudel zu stürzen. Du zwingst mich, dir Folgendes zu sagen:

Menschen, welche ihre Leidenschaften zu Gunsten Anderer unterdrücken, sind so selten, siehst du, daß ich noch keinen gefunden habe. Ich habe Helden gesehen an Ehrgeiz, an Liebe, an Egoismus und besonders an Eitelkeit. — An Menschenliebe?.... Viele rühmten sich deren gegen mich, aber sie logen in ihren heuchlerischen Hals hinein. Mein trauriger Blick tauchte tief in ihr Herz und fand nichts als Eitelkeit. Nächst der Liebe ist die Eitelkeit die schönste Leidenschaft des Menschen, und wisse, armes Kind, daß sie noch sehr selten ist. Die Begierde, der plumpe Stolz auf gesellschaftliche Auszeichnung, die Ausschweifung, alle niederen Neigungen, die Faulheit selbst, die bei Einigen eine völlig unfruchtbare aber hartnäckige Leidenschaft ist, das sind die Sporen, welche die meisten Menschen in Bewegung setzen. Die Eitelkeit ist

doch wenigstens groß in ihren Wirkungen. Sie zwingt uns, gut zu seyn, weil wir es so gern scheinen möchten, sie treibt uns zum Heroismus, weil es so süß ist, sich im Triumph getragen zu sehen, so mächtig und verführerisch ist die Volksgunst. Und nie wird die Eitelkeit eingestanden, während andere Leidenschaften sich nicht so verbergen lassen. Die Eitelkeit kann sich hinter ein anderes Wort verstecken, was dann von Thoren dafür angenommen wird. Menschenliebe! — O mein Gott! welche kindische Falschheit! Wo ist er, der Mensch, der das Glück Anderer seinem eigenen Ruhme vorziehen würde?

Das Christenthum selbst, wodurch das Heldenmüthigste, was es hienieden giebt, ins Leben gerufen wurde, das Christenthum, welche Basis hat es? Die Hoffnung auf Belohnungen, auf einen in den Himmel erhobenen Thron. Und diejenigen, welche diesen großen Codex schufen, das schönste, umfassendste, poetischste Denkmal menschlichen Geistes, kannten das menschliche Herz mit seinen Eitelkeiten und Schwächen so genau, daß sie ihr System der göttlichen Verheißungen darnach ordneten. Lies die Schriften der Apostel, so wirst du finden, daß es Unterschiede im Himmel giebt, verschiedene Hierarchien der Seligen, auserwählte Plätze, eine regelmäßig organisirte Miliz mit ihren Chefs und ihren Graden. Eine gewandte Auslegung der Worte Christi: „Die ersten werden die „letzten seyn und die letzten werden die ersten seyn! —

„Wahrlich, ich sage euch, der Kleinste auf Erden „wird der Größte im Himmelreiche seyn.“

Nun zu Trenmor. Warum er nicht seine moralische Kraft angewendet habe, sich zum Wohl seiner Mitmenschen zu beherrschen? Weil er das Leben mißverstand, weil sein Egoismus ihm schlechten Rath ertheilte, weil er, statt sich in einer Heldenrolle zu versuchen, gleichsam Kunststücke machte und sich auf das Drahtseil wagte. Aber dieser Vergleich ist nicht passend. Der Marktschreier hat so gut seine Eitelkeit wie der Schauspieler. Der Spieler hat deren nicht, er wird nicht bewundert, nicht belobt, nicht beneidet. Seine Triumphe sind so kurz und so gewagt, daß es sich kaum der Mühe lohnt, davon zu reden. Im Gegentheil, die Gesellschaft verdammt ihn, der große Haufe verachtet ihn, besonders wenn er verloren hat. Sein ganzer Charlatanismus besteht darin, daß er die Fassung nicht verliere und mit Anstand falle. Wenn er in seinen schnell wieder enteilenden Glücksstunden einmal Vergnügen daran findet, eine Eitelkeit des Luxus zu befriedigen, so ist das nur ein kurzer Tribut, den er der menschlichen Schwäche zollt. Bald wird er einen so kindischen Genuß dem verzehrenden Drange seines Gemüths, dem höllischen Fieber opfern, welches ihm nicht verstattet, einen Tag so zu leben wie andere Leute. Frage den Schiffer, ob er am Lande leben, den Vogel, ob er ohne seine Flügel glücklich seyn könne?

An und für sich ist der Spieler kein Verbre-

cher; seine Stellung in der menschlichen Gesellschaft macht ihn dazu; es ist seine Familie, die er entehrt oder zu Grunde richtet.

Oder glaubst du, der Spieler gehöre in die Kategorie der Freibeuter und Räuber? Frage die Regierungen, warum sie einen Theil ihrer Einkünfte aus einer so schändlichen Quelle beziehen? Sie allein sind Schuld daran, daß diese schrecklichen Versuchungen zur Unruhe, diese verabscheuungswürdigen Hülfsmittel der Verzweiflung bestehen.

Aber du begreifst noch nicht, warum ich diesen Menschen entschuldige; so wisse denn, daß ich ihn einst mitten in seinen glänzendsten Erfolgen traf und mich mit Verachtung von ihm wandte. Ich würde ihn noch verachten, wenn er seinen Fehler nicht gebüßt hätte; wir werden sehen, ob du ihm nicht auch verzeihest, wenn du Alles wissen wirst.

Ist auch die Spielsucht an und für sich nicht gerade das schändlichste der menschlichen Laster, so ist sie doch das gefährlichste von allen, das gierigste, das unwiderstehlichste und dessen Folgen die bejammernswerthesten sind. Es ist fast unmöglich, daß der Spieler sich nach Verlauf einiger Jahre nicht entehren sollte.

Nachdem Trenmor lange Zeit ein so angstvolles und convulsivisches Leben mit dem ritterlichen Heroismus, der die Grundlage seines Charakters bildet, fortgeführt hatte, ließ er sich endlich verleiten, d. h. er verlor, nachdem sein Geist in diesem unaufhörlichen Kampfe ermüdet war, die stoische Kraft,

womit er bis dahin die ihn getroffenen Unfälle erduldet, alle Schrecken der Dürftigkeit ertragen und geduldig den Wiederaufbau seines Glücks angefangen hatte, um mit einem Heller, wartend, hoffend, klüglich Schritt vor Schritt gehend, den Verlust eines Tages in einem Monate zu ersetzen, und suchte endlich, des Leidens überdrüssig, nach andern Mitteln, seinen Verlust schneller herzustellen; er borgte, und von da an war er verloren.

Zu dieser Zeit lernte ich Trenmor kennen und verachten. Meine Verachtung that ihm weh, und er hörte auf, von seinen Freunden zu borgen. Aber er hätte von seiner Leidenschaft geheilt werden müssen, und das ging vielleicht über seine Kräfte. Er nahm seine Zuflucht zu den kläglichen Mitteln, wodurch sich die zu Grunde Gehenden noch kurze Zeit emporhalten. Er warf sich den Wucherern in die Arme und gelangte in einigen Wochen zu einer furchtbaren Schuldenlast, während das Glück ihn ganz verließ. So besaß er denn eines Tages nicht einen Heller mehr.

Er sagte mir später, er sey damals im Begriff gewesen, sich an mich zu wenden, da er, troß meines zurückstoßenden Benehmens, sich zu mir hingezogen gefühlt habe. Aber falsche Scham hielt ihn ab, er kam nicht.

An diesem unseligen Tage drängte sich ihm der Gedanke auf, wie er mit Leichtigkeit eine Infamie begehen könne. Die Gelegenheit öffnete ihm die Arme, umfing ihn mit ihren schmutzigen Liebko=

sungen und bemächtigte sich seines verirrten Gemüthes. Dieser Mensch, der nie gegen einen Freund spielen wollte, der ängstlich verweigert hatte, durch geschicktes oder verwickeltes Spiel zu gewinnen, der, außer am Spieltisch, nie der Versuchung unterlegen war, seinen Nächsten zu berauben, dieser Grosso-Spieler, unerschrocken, auf seine Art sogar gewissenhaft, entschloß sich zu einer Gaunerei von hundert Franken gegen einen alten Millionair, einen Betrüger und Libertin, der die Banknoten nicht zählte, die er seinen Mädchen hinwarf. Eigentlich, Stenio, war dies ein geringeres Verbrechen für Trenmor, als die, welche er begangen hatte, ohne gegen die Gesetze zu fehlen. Er hatte rechtschaffene Leute durch seine Anleihen in Schaden gebracht, während er jetzt nur einem reichen Sünder ein kaum bemerkbares Almosen abnahm. Sey dem wie ihm wolle, dieser Streich richtete ihn vollends zu Grunde, die Gaunerei wurde entdeckt, und Trenmor kam auf fünf Jahre auf die Galeeren.

XI.

In der That, das ist ein großes Geheimniß, und ich fühle mich demjenigen sehr verpflichtet, der sich nicht gescheut hat, es mir anzuvertrauen. Wir drei sind nun durch ein heiliges Band verbunden, ein Band, was mir zwar Schrecken verursacht, was ich aber nicht mehr das Recht habe zu zerreißen.

Trotz der Vorsicht, Lelia, womit du mir das

Geheimniß offenbartest, bin ich doch davon zermalmt worden. Wie ich mich erinnerte, daß ich eine Stunde vorher, ehe ich es las, jenen Menschen deine Hand drücken sah, deine Hand, die ich nie gewagt habe anzurühren und die du nie Jemanden, außer ihm, geboten hast, fühlte ich es wie Eis auf mein Herz fallen. Du im Bündniß mit einem solchen verderbten Menschen! Dich himmlisches, auf den Knien angebetetes Wesen, habe ich einen Augenblick für die Schwester eines — ich werde das Wort nicht niederschreiben — halten können! Und doch bist du ihm jetzt mehr als Schwester. Eine Schwester hätte nur ihre Schuldigkeit gethan, wenn sie ihm verzieh. Du hast dich freiwillig zu seiner Freundin gemacht, zu seiner Trösterin, zu seinem Engel. Du bist groß, Lelia, größer, als ich dachte. Deine That thut mir weh, ich weiß nicht warum, aber ich bewundere sie und verehre dich. Was ich nicht ertragen kann, ist, daß jener Mensch, den ich hasse und zugleich bedaure, es gewagt hat, die Hand zu berühren, die du ihm darbotest; daß er den Dünkel gehabt hat, deine Freundschaft anzunehmen, deine heilige Freundschaft, um die die größten Männer dieser Erde demüthigst bitten würden, wenn sie ihren Werth kännten. Trenmor hat sie erhalten, Trenmor besitzt sie, und er spricht nicht zu dir mit der Stirn im Staube; nein, er steht stolz dir zur Seite und durchwandelt mit dir die erstaunte Menge, er, der fünf Jahre die Kugel geschleppt hat, an der Seite

eines Diebes oder eines Vatermörders — er, der Falsarius! Ach, ich hasse ihn, aber ich verachte ihn nicht. Zürne mir nicht.

Dich, Lelia, beklage ich und mich auch, daß ich dein Schüler und Sklave bin. Du kennst zu viel vom Leben, um glücklich zu seyn; doch hoffe ich, daß nur Unglück dich so bitter macht und daß du das Uebel vergrößerst; ich kann den harten Schluß deines Briefes nicht so unbedingt hingehen lassen: daß die besten Menschen die eitelsten und der Heldenmuth ein Trugbild sey. Du glaubst es, arme Lelia! Du bist unglücklich, ich liebe dich.

XII.

Trenmor hatte nur ein Mittel, meine Freundschaft zu gewinnen: das war, sie anzunehmen, und er hat es gethan. Er hat nicht angestanden, meinem Versprechen zu trauen, er hat nicht geglaubt, daß diese Großmuth meine Kräfte übersteigen werde. Weit entfernt, ängstlich vor mir zu kriechen, ist er ruhig, er stützt sich auf mein Zartgefühl, er verfährt nicht vertheidigungsweise und setzt nicht voraus, daß ich ihn demüthigen und das Gewicht meines Schutzes fühlen lassen könnte. Wahrlich, dieser Mann ist edel und groß, und keine Freundschaft hat mir mehr geschmeichelt, als die seinige.

Seinen Charakter verachtest du nicht mehr, wohl aber seine Lage, nicht wahr? Stolzer junger Mann, wagst du es, dich über ihn zu erheben, den der Blitz niedergeworfen hat? Weil er verwegen ist

und sich in Klippen verirrt hat, wirfst du ihm seinen Fall vor und wendest dich von ihm ab, nun du ihn zerschellt und blutend aus dem Abgrunde kommen siehst! Ach! du bist von dieser Welt, du! Du theilst ihre unerbittlichen Vorurtheile, ihre selbstsüchtige Rache. So lange der Sünder sich noch aufrecht erhält, duldet ihr ihn allenfalls; aber sobald er am Boden liegt, tretet ihr ihn unter die Füße, ihr hebt Steine gegen ihn auf, wie es der große Haufen thut, damit die andern Henker euch gerecht glauben sollen, wenn sie eure Grausamkeit sehen. Ihr würdet euch fürchten, ihm nur ein wenig Mitleiden zu zeigen, denn man könnte es übel auslegen und glauben, daß ihr Brüder oder Freunde des Schlachtopfers wäret. Und wenn man gar annähme, daß ihr der nämlichen Uebelthaten fähig wäret, wenn man von euch sagte: Seht den Menschen, der dem Geächteten die Hand reicht, ist er nicht etwa der Gefährte seines Elendes und seiner Schande? Ha! ehe das gesagt wird, laßt uns den Verbrecher steinigen, laßt uns ihm die Fersen auf den Kopf setzen und ihm den Rest geben. Laßt uns unsere Verwünschungen mit denen der Menge vermischen!

Wenn der scheußliche Karren den Verdammten zum Schaffot schleppt, reiht sich das Volk umher, um das Ueberbleibsel eines Menschen, was nun sterben soll, mit Schimpf zu überhäufen. Mache es doch, wie das Volk, Stenio! Was würde man von dir sagen, hier, wo du gleich uns fremd bist,

wenn man sähe, daß du seine Hand berührst? Man würde vielleicht glauben, du seyst mit ihm im Bagne gewesen. Ehe du dich dem aussetzest, junger Mensch, fliehe ihn! Die Freundschaft eines Verfluchten ist gefährlich. Das unaussprechliche Vergnügen, einem Unglücklichen wohl zu thun, ist mit den Flüchen der Menge zu theuer erkauft. Rechnest du so? Ist das deine Ansicht, Stenio?

Hast du nicht jedesmal geweint, wenn du in der englischen Geschichte den schönen Zug von einem jungen Mädchen gelesen hast, welches, wie es Karl den Ersten zum Tode führen sah, durch den Haufen der Neugierigen drang und, nicht wissend, wie es ihm ihre Theilnahme zu erkennen geben sollte, arm und einfach wie es war, ihm eine Rose anbot, die es in der Hand trug; eine Rose, so rein und lieblich, wie es selbst war, die es vielleicht von seinem Geliebten bekommen hatte, und die nun das einzige und letzte Zeichen von Liebe und Mitleiden war, was einem zum Tode gehenden Könige wurde? Rührt dich nicht auch in der herrlichen Geschichte des Aussätzigen von Aosta die natürliche und einfache Handlung des Erzählers, der ihm die Hand reicht? Armer Aussätziger, der seit vielen Jahren keine Menschenhand berührt hatte, dem es große Ueberwindung kostete, diese freundliche Hand auszuschlagen, und der sie dennoch ausschlug, aus Furcht, sie mit seinem Uebel anzustecken!....

Warum hätte denn Trenmor die meinige zu-

rückweisen sollen? Steckt das Unglück an, wie der Aussatz? Laß den großen Haufen mich tadeln und Trenmor undankbar seyn, ich werde Gott und mein Herz für mich haben, ist das nicht mehr als die Achtung des Haufens und die Dankbarkeit eines Menschen? Ach! dem Durstigen ein Glas Wasser zu reichen, die Schamröthe eines Andern verbergen zu helfen, einer armen Ameise, die der Waldstrom verschlingen will, ein rettendes Hälmchen zuwerfen, das sind geringe Wohlthaten! Dennoch untersagt und bestreitet sie die öffentliche Meinung! Schande über uns! Wir hegen nicht ein gutes Gefühl, was man nicht unterdrücken oder verbergen müßte. Man lehrt die Kinder der Menschen eitel und unerbittlich seyn, und das nennt man dann Ehre! Verwünschung über uns alle!

Wenn ich dir nun sagte, daß ich, weit entfernt, mein Benehmen als eine Handlung des Mitleidens zu betrachten, für diesen Menschen, der fünf Jahre im Bagne gewesen ist, eine Art von enthusiastischer Hochachtung fühle! Wenn ich dir sagte, daß, so wie er da ist, zerschellt, gebrandmarkt, verloren, ich ihn in moralischer Beziehung weit höher gestellt finde, als einen von uns? Weißt du, wie er sein Elend ertragen hat? Du hättest dich getödtet, du hättest bei deinem Stolze die Strafe der Infamie nimmermehr über dich ergehen lassen. Er hat sich unterworfen, er hat gefunden, daß die Strafe gerecht sey, daß er sie verdient habe, nicht sowohl für das Gaunerstückchen,

wozu ihn die Verzweiflung gebracht hatte, als vielmehr für das Böse, was er während längerer Zeit ungestraft verübt hatte. Er hat fünf Jahre, stark und geduldig, unter seinen verworfenen Gefährten zugebracht. Er hat zur Seite des Vatermörders geschlafen, er hat seinen Rücken schweigend der Peitsche des Zuchtmeisters zugewendet, er hat die Blicke der Neugierigen ertragen; er hat fünf Jahre in diesem Kothe, unter diesen wilden und giftigen Thieren gelebt; er hat die Verachtung der niedrigsten Verbrecher und die Herrschaft der elendesten Spione erduldet. Er ist Galeerensklave gewesen, dieser einst so reiche, gleichsam in Wollüsten schwimmende Mann, dieser Mann von eleganten Sitten und mit poetischen Gefühlen, der Künstler und Stutzer war! Er, der auf seiner schnellen Gondel auf den Wellen des schönen Venedigs einherflog, von Frauen, Wohlgerüchen und Gesängen umgeben; er, der als einer der größten Wetter die Preise beim Pferderennen in Newmarket gewann; er, der, wie Byron, unter dem Himmel Griechenlands geschlafen, der den Glanz des Lebens in allen Gestalten genossen und erschöpft hatte, hat sich gestählt, verjüngt und wiedergeboren im Bagne! Und aus diesem stinkenden Cloak, wo der Vater, der seine Töchter verkaufte, der Sohn, der seine Mutter schändete und vergiftete, noch Mittel finden, an Verderbtheit zuzunehmen, aus dem Bagne, aus dem man entstellt und wie ein Thier herauskriecht, ist Trenmor aufrecht, ruhig, geläutert,

bleich, wie du ihn siehst, hervorgegangen, aber noch schön, wie ein Geschöpf Gottes, wie der Widerschein, den die Gottheit auf die Stirn des denkenden Menschen wirft.

XIII.

Der See war diesen Abend ruhig, wie die letzten Herbsttage, wo der Wintersturm noch nicht wagt, die stummen Fluthen aufzuregen, und wo die rosigen Schwertlilien am Ufer, eingewiegt vom sanften Wellenschlage, zu schlafen scheinen.

Trenmor stand am Steuerruder, in einen Mantel gehüllt, den Blick gegen den Himmel gerichtet, der ihm so lange gezürnt hatte. Ein Vogel kam über den See geflogen und berührte fast Trenmors Haar.

„Ein Freund,“ rief der Galeerensklave, „eine süße Erinnerung. Wenn ich am sandigen Meeresufer ruhte, unbeweglich wie die Steinplatten des Hafens, näherten sich mir oft Vögel, die mich für eine Statue nahmen und mich ohne Furcht betrachteten; sie waren die einzigen Wesen, die mir weder Abscheu noch Verachtung zeigten. Sie verstanden mein Elend nicht, sie warfen es mir nicht vor; machte ich eine Bewegung, so ergriffen sie die Flucht. Sie sahen nicht, daß ich eine Kette am Fuße hatte, daß ich sie nicht verfolgen konnte; sie wußten nicht, daß ich Galeerensklave war; sie flohen vor mir, wie vor einem Menschen.“

„Dichter!“ sagte der junge Mann zum Sträf=

linge, „sage mir, wo hat deine eherne Seele die Kraft hergenommen, die ersten Tage eines solchen Daseyns zu ertragen?"

„Ich werde dir es nicht sagen, Stenio, denn ich weiß es nicht mehr: in jenen Tagen fühlte ich nicht, lebte nicht, begriff nichts. — Aber nachdem ich mein Elend begriff, fühlte ich auch die Kraft, es zu ertragen. Am meisten hatte ich ein ruhiges, eintöniges Leben gefürchtet. Wie ich aber sah, daß es hier Arbeit gab, Mühseligkeiten, heiße Tage und kalte Nächte, Schläge, Beschimpfungen, Geheul, das unermeßliche Meer vor Augen, den starren Grabstein zu den Füßen, schreckliche Dinge zu hören und furchtbare Leiden zu sehen, da begriff ich auch, daß ich leben könnte, weil ich kämpfen und leiden konnte."

„Aber, Trenmor," rief Lelia, „wie hast du in jener Höhle die Ruhe wieder gefunden?"

„Die Ruhe," sagte Trenmor mit einem Blicke gen Himmel, „ist die größte Wohlthat der Gottheit, sie ist die Zukunft, nach welcher die unsterbliche Seele trachtet, sie ist die Seligkeit! sie ist Gott selbst! Im Bagne habe ich sie gefunden. Außerhalb desselben hätte ich das Geheimniß der Bestimmung des Menschen nie verstehen lernen, ich, ein Spieler, ein Mensch ohne Glauben, ohne Zweck, durch ein Leben ermüdet, dessen Ausgang mir dunkel blieb, im Besitz einer Freiheit, die ich nicht zu benutzen wußte, ohne mir die Zeit zu nehmen, darüber nachzudenken, so eifrig war ich be=

müht, die Zeit zu tödten und die Langeweile des Daseyns abzukürzen! Es war nöthig, daß mir auf einige Zeit mein Wille genommen und ich unter die Herrschaft eines feindseligen, brutalen Willens gestellt wurde, der mich den Werth des meinigen erkennen lehrte. Erst im Bagne genoß ich die wollüstige Süßigkeit des vollen Schlafes, die mich während meines glänzenden Lebens geflohen hatte. Im Bagne lernte ich mich selbst achten, denn, weit entfernt, durch die Berührung mit jenen Elenden gedemüthigt zu werden, erhob ich mich in meinen eigenen Augen, wenn ich ihre feige Frechheit und ihre düstere Wuth mit meiner ruhigen Hingebung verglich, und ich wagte zu glauben, daß doch wohl eine schwache und entfernte Verbindung zwischen dem Himmel und den muthvollen Menschen statt finden möge. Früher wollte es mir nie gelingen, eine solche Hoffnung zu fassen, die jetzt die Ruhe in mir erzeugte und die immer fester wurzelte. Ich konnte mich zu Gott erheben und mit Inbrunst beten. O! damals flossen Freudenströme in meine zerrissene Seele. O Lelia! O Stenio! Ihr glaubt auch an Gott, nicht wahr?"

„Immer," rief Stenio.

„Fast immer," rief Lelia.

„So wie die Seelenruhe den Gedanken an Gott in mir erregte," fuhr Trenmor fort, „machte sie mich auch zum Dichter. Welche Schätze wären mir verborgen geblieben, ohne jene fünf Jahre der Reue und der Buße! Mir waren die Schrecken des Bagne,

was einem weichern Gemüthe die Ruhe des Klosters gewesen wäre.

„Es würde sehr abgeschmackt seyn, wenn ich behaupten wollte, daß der Wiederbesitz von Gütern, die ich so lange entbehren mußte, mir gleichgültig gewesen wäre. Ich habe euch erzählt, durch welchen Zusammenfluß sonderbarer Begebenheiten, nach welchen Reisen und Arbeiten ich endlich dahin gelangt bin, meine Gläubiger zu befriedigen und mir für den Rest meiner Tage eine Existenz zu sichern. Ich muß indessen gestehen, daß ich mir dieses Leben glücklicher gedacht hatte, als ich es jetzt finde."

Trenmor verfiel hier in tiefe Träumerei. Auch seine Gefährten schwiegen. Als sie am Ufer landeten, rief Trenmor: „Wie, schon da? Du ruderst zu schnell, Stenio, du reißest mich aus einer süßen Täuschung. Der Nebel trügte mich; das Geräusch der Ruder, die kalte Abendluft und besonders die heilige Ruhe in mir ließen mich glauben, ich wäre noch im Bagne."

XIV.

Einige Stunden später waren sie auf dem Balle bei dem reichen Tonkünstler Spuela. Trenmor und Stenio sahen dem beweglichen Treiben der Tänzer zu; in einiger Entfernung auch Lelia, an eine Säule gelehnt. Ihr schwarzes Haar ließ die Stirn unbedeckt, die Gottes Finger mit dem Siegel eines geheimnißvollen Unglücks gezeichnet zu

haben schien. Stenio verschlang die erhabene Gestalt mit glühenden Blicken.

„Betrachte Lelia," sagte Trenmor mit dem Ausdruck stiller Bewunderung, „betrachte diesen hohen griechischen Wuchs, diese antike Schönheit, wovon die Bildhauerkunst das Modell verloren hat, mit dem Ausdruck der tiefen Träumerei des philosophischen Zeitalters, diese reichen Formen und Züge, diesen Luxus der ganzen Gestalt, deren jetzt vergessene Vorbilder nur eine homerische Sonne erschaffen konnte! Kann man sich etwas Vollkommeneres denken, als diese träumende Lelia in dieser Kleidung und Stellung? Das ist der fleckenlose Marmor der Galathea, mit dem himmlischen Blicke des Tasso, mit dem düstern Lächeln des Alighieri. Das ist die ungezwungene ritterliche Stellung der jugendlichen Helden des Shakspeare; das ist Romeo, der poetische Liebhaber; das ist Hamlet, der blasse, ascetische Schwärmer; das ist Juliette, die halbtodte Juliette, die in ihrem Busen das Gift und die Erinnerung an eine unglückliche Liebe verbirgt. Kurz, dieses Gesicht schließt alle großen Namen der Geschichte, der Bühne und der Poesie in sich. Du kannst Lelia alle diese Namen geben, ihr eigner wird doch der größte und wohlklingendste bleiben. Sie ist von allen großen Gedanken und erhabenen Gefühlen beseelt, von Religion, Begeisterung, Stoicismus, Mitleiden, Ausdauer, Schmerz, Barmherzigkeit, Verzeihung, Aufrichtigkeit, Kühnheit, Verachtung des Lebens, Ein-

sicht, Thätigkeit, Hoffnung, Geduld; sie besitzt Alles. Alles, bis zu den unschuldigen Schwächen, bis zu dem leichten Sinne der Frauen, bis zu der liebenswürdigen Sorglosigkeit, die vielleicht ihr süßestes Vorrecht und ihre mächtigste Verführung ist."

„Alles, außer der Liebe," rief Stenio. „Ach! es ist also doch wahr! Du hast die Liebe nicht mit genannt, Trenmor, du, der Lelia kennt. Und wenn es so ist, so hast du unwahr geredet: Lelia ist kein vollkommenes Wesen. Ohne Liebe, dem Ausfluß des himmlischen Feuers, ist die schönste Schöpfung ohne Werth, ist die Schönheit selbst nur ein lebloses Bild. Was ist dann Lelia? Ein Schatten, ein Traum, höchstens eine Idee. Geh, wo keine Liebe ist, ist kein Weib."

„Und glaubst du auch," sagte Trenmor, ohne auf das zu antworten, was Stenio als eine Frage eingekleidet zu haben meinte, „glaubst du auch, daß, wo keine Liebe mehr sey, auch kein Mann mehr sey?"

„Ich glaube es von ganzer Seele," rief der junge Mann.

„In diesem Falle bin ich also auch todt," erwiederte Trenmor lächelnd, „denn ich fühle keine Liebe für Lelia; und wenn Lelia sie nicht einflößt, welche Andere sollte es können? Ich hoffe aber, du irrest und es wird mit der Liebe seyn, wie mit den andern Leidenschaften. Ich glaube, daß der Mensch erst da anfängt, wo sie aufhören."

In diesem Augenblicke stieg Lelia die Stufen herunter und kam auf sie zu. Die traurige Majestät, welche sie wie eine Glorie umgab, isolirte sie fast immer im Geräusche der Welt: sie gab sich nie öffentlich ihren Gefühlen hin. Sie verbarg sich in sich selbst, um über das Leben zu lachen, aber sie durchschritt es mit einem feindseligen Mißtrauen und zeigte sich nur unter einem kalten, strengen Aeußeren, um so viel möglich die Berührung mit der Gesellschaft zu vermeiden. Indessen liebte sie die Feste und öffentlichen Zusammenkünfte. Sie kam dahin, um ein Schauspiel zu suchen, um zu träumen, einsam mitten unter der Menge. Zwischen ihr und dieser fand kein Austausch statt. Wenn auch Lelia Sympathie fühlte, lag ihr doch nichts daran, sie einzuflößen. Sie hatte kein Bedürfniß darnach, die Menge begriff dieses Geheimniß nicht, war aber bezaubert, und während sie dieses unbekannte Wesen, dessen Unabhängigkeit beleidigte, herabzusetzen suchte, bezeigte sie ihr doch instinktartig eine Achtung, die an Furcht grenzte.

Der arme junge Dichter, von dem sie geliebt wurde, begriff die Ursachen ihrer Macht etwas besser, obgleich er sie sich noch nicht gestehen wollte. Zuweilen war er der traurigen Wahrheit, die er suchte und wieder aufgab, so nahe, daß er fast vor Lelia zurückschauderte. Es schien ihm dann, als sey Lelia seine Geißel, sein Dämon, sein böser Geist und der gefährlichste Feind, den er auf der Welt habe. Wie er sie auf sich zukommen sah,

allein und gedankenvoll, fühlte er etwas wie Haß gegen ein Wesen, das durch kein sichtbares Band mit der Natur verbunden zu seyn schien, ohne zu bedenken, daß er ungleich mehr gelitten haben würde, wenn er sie hätte reden und lächeln sehen.

„Du bist hier," sagte er zu ihr in einem bittern Tone, „wie ein Leichnam, der seinen Sarg geöffnet hat und unter den Lebenden herumwandelt. Man meidet dich, man fürchtet sich, dein Grabgewand zu berühren, man wagt es kaum, dir ins Gesicht zu sehen; Stillschweigen und Furcht umschweben dich wie Nachtvögel. Deine Hand ist so kalt wie der Marmor, aus dem du hervorgingst."

Lelia erwiederte mit einem sonderbaren Blick und einem kalten Lächeln: „Ich hatte eben eine ganz verschiedene Idee. Ich nahm euch alle für Todte, und ich, die einzige Lebende, ließ euch die Musterung durchgehen. Ich fand etwas traurig Wunderliches in der Erfindung der Maskerade. Ist es nicht in Wahrheit kläglich, wenn vergangene Jahrhunderte auferweckt und gezwungen werden, das gegenwärtige Jahrhundert zu belustigen? Diese Anzüge früherer Zeiten, die uns erloschene Geschlechter darstellen, sind sie nicht, mitten in der Trunkenheit eines Festes, eine erschreckende Lehre, uns die Kürze des menschlichen Lebens ins Gedächtniß zu rufen? Wo sind die leidenschaftlichen Köpfe, die diese Barette und Turbane getragen haben? Wo sind die jungen lebendigen Herzen, die unter diesen seidenen Brustlätzen, unter diesen mit

Gold und Perlen gestickten Corsetten schlugen? Wo sind die schönen, stolzen Frauen, die sich in diese schweren Stoffe kleideten, die ihr reiches Haar mit diesem gothischen Schmucke zierten? Sie sind nicht mehr, sie sind dahin gegangen, ohne an die Geschlechter zu denken, die ihnen vorangingen und die ihnen folgen würden."

„Sie ruhen aus vom Leben," sagte Trenmor; „glücklich, die im Frieden des Herrn schlafen."

„Der Geist des Menschen muß sehr arm seyn," entgegnete Lelia, „und seine Vergnügungen sehr eitel; die leichteren und einfacheren Genüsse müssen sich ihm bald erschöpfen, weil auf dem Boden seiner Freude und seines Gepränges sich immer ein entsetzlicher Eindruck von Trauer und Schrecken vorfindet. Seht z. B. unsern reichen, lustigen Wirth, einen Glücklichen der Erde, der, um sich zu betäuben und zu vergessen, daß seine Tage gezählt sind, nichts Besseres auszusinnen weiß, als die Ueberreste der Vergangenheit auszugraben, seine Gäste in Livreen des Todes zu kleiden und die Geister seiner Vorfahren in seinem Palaste tanzen zu lassen!"

„Du bist sehr trübe gestimmt, Lelia," rief Trenmor; „man möchte sagen, du wärest die Einzige hier, die fürchtete, nicht zu sterben, wenn die Reihe an dich käme."

XV.

Der junge Mann verdient mehr Mitleiden,

Lelia. Ich glaubte, du besäßest nur die Anmuth und die liebenswürdigen Eigenschaften einer Frau. Hättest du auch ihre wilde Undankbarkeit und ihre unverschämte Eitelkeit? Nein, ich möchte eher an dem Daseyn Gottes zweifeln, als an der Güte deines Herzens. Was willst du nun aber machen mit dieser Dichterseele, die sich dir hingegeben hat und die du aufgenommen hast, unklugerweise vielleicht? Jetzt kannst du sie nicht mehr zurückstoßen, ohne sie zu zerknirschen, und nimm dich in Acht, Lelia, Gott wird dir einst Rechenschaft abfordern, denn diese Seele kommt von ihm und wird wieder zu ihm zurückkehren. Wenn sich Gott so weit herabläßt, unter den Werken seiner Hände zu unterscheiden, so muß Stenio eines seiner Lieblingskinder seyn. Hat er es nicht mit der Schönheit eines Engels begabt? Kann es etwas Reineres und Lieblicheres geben, als dieses Kind? Seine reichen Augenwimpern, die er jeden Augenblick niederschlägt, um seine bescheidenen Blicke zu verschleiern, scheinen sie nicht die keuschen Küsse der geflügelten Jungfrauen zu rufen, die wir in unsern Träumen erblicken? Ich habe nie ein Gesicht von so himmlischer Ruhe gesehen und nie ein Blau, selbst am heitersten Himmel nicht, was so klar und schön gewesen wäre, als das seiner Augen. Ich habe nie eine Mädchenstimme wohlklingender und lieblicher als die seinige gehört; sie gleicht den sammtnen Tönen der Aeolsharfe. Und endlich sein langsamer Gang, seine nachlässigen Stellungen, seine

schöne weiße Hand, sein zarter, geschmeidiger Körper, sein reiches seidnes Haar, das glänzende Roth, welches ein Blick von dir auf seine Wangen ruft, die bläuliche Blässe, die ein Wort von dir seinen Lippen aufprägt, alles das bezeichnet den Dichter, den jungfräulichen Jüngling, die Seele, die Gott hier leiden und dulden läßt, um sie zu prüfen, ehe er einen Engel daraus macht. Wenn du diese Seele dem Hauche verderblicher Leidenschaften, der Verzweiflung preisgiebst, sie am Rande des Abgrundes verlässest, wie soll sie dann den Weg zum Himmel wieder finden? Weib! bedenke, was du thun willst! Zermalme das zarte Kind nicht unter dem Gewicht deiner entsetzlichen Vernunft! Behüte es vor Allem, was uns verdirbt, uns niederwirft, uns austrocknet und uns tödtet. Hilf ihm gehen, bedecke es mit deinem Mantel, sey seine Führerin am Rande der Klippen. Kannst du nicht seine Freundin, seine Schwester, seine Mutter seyn?

Ich weiß Alles, was du mir sagst, ich verstehe dich, ich wünsche dir Glück, aber da du nun glücklich bist, (so weit du es nämlich seyn kannst!) beschäftige ich mich nicht mehr mit dir; er ist es, der leidet und den ich beklage. Hast du, die so viel mehr weiß als Andere, kein Mittel für sein Uebel? Kannst du nichts von der Weisheit abgeben, die dir vom Himmel zu Theil geworden ist? Kannst du nur Böses anrichten, aber nichts Gutes bewirken?

Wenn es so ist, Lelia, so mußt du Stenio entfernen oder ihn fliehen.

XVI.

Stenio entfernen oder ihn fliehen! O noch nicht! Du bist so kalt, Freund, dein Herz hat so gealtert, daß du davon sprichst, Stenio zu fliehen, als ob es sich nur darum handele, diese Stadt gegen eine andere zu vertauschen. Du hast freilich das Ende erreicht, bist dem Schiffbruche entgangen, bist im Hafen. Keine Neigung erhebt sich bei dir bis zur Leidenschaft, nichts ist dir nothwendig. Niemand kann dir dein Glück nehmen oder geben, du selbst bist dessen Schöpfer und Wächter. Ich erwiedere deinen Glückwunsch, Trenmor, aber ich verstehe dich nicht, höchstens errathe ich dich; ich bewundere das feste, regelmäßige Werk, das du erbauet hast, aber es ist eine Festung, dieses Werk deines Verstandes; ich, eine Frau, eine Künstlerin, muß einen Palast haben; ich werde nicht glücklich darin seyn, aber ich werde nicht darin sterben; in deinen eisigen steinernen Mauern würde ich nicht einen Tag leben. Nein, noch nicht, nein! Gott will es nicht! Darf man der Erfüllung seiner Zwecke zuvorkommen? Wenn es mir beschieden ist, den Platz zu erreichen, wo du stehst, so will ich ihn wenigstens erst erreichen, wenn ich reif für die Weisheit und meiner selbst sicher genug bin, um nicht mit Schmerz zurückzublicken.

Ich höre dich sagen: Schwaches, elendes Weib,

du fürchtest, das zu erlangen, was du oft wünschest; ich habe dich nach einem Triumphe trachten sehen, den du jetzt verschmähest! Gut, ja, ich bin schwach, ich bin feig, aber ich bin weder undankbar noch eitel, diese weiblichen Laster sind mir nicht eigen. Nein, mein Freund, ich will des jungen Mannes Herz nicht brechen, nicht seine Seele vertilgen. Beruhige dich, ich liebe Stenio.

XVII.

Du Stenio lieben! Weib, du lügst. Bedenke, was wir sind, du, er und ich. Du Stenio lieben! Das ist nicht und kann nicht seyn. Denkst du an die Jahrhunderte, die dich von ihm trennen? Du, eine verwelkte, zerknickte, vom Winde umhergetriebene Blume; du, ein auf allen Meeren geschaukelter, an allen Küsten gescheiterter Nachen, könntest es wagen, eine neue Reise zu unternehmen? Ach! du denkst nicht daran, Lelia! Wesen wie uns thut die Ruhe des Grabes Noth. Du hast gelebt! laß nun Andere auch leben; wirf dich nicht, wie ein trauriger, flüchtiger Schatten, denen in den Weg, die ihr Tagewerk noch nicht vollendet und die Hoffnung noch nicht verloren haben. Lelia, Lelia! das Grab fordert dich; hast du noch nicht genug gelitten, armes Wesen? Hülle dich in dein Leichentuch und schlafe in Frieden, ermüdete Seele, die Gott nicht mehr zur Arbeit und zum Schmerz verdammt!

Es ist wahr, du bist noch nicht so weit, wie ich,

dir ist noch einige Rückerinnerung an vergangene Zeiten geblieben. Du kämpfest noch zuweilen mit dem Feinde des Menschengeschlechts, mit der Hoffnung. Aber, glaube mir, meine Schwester, du hast nur noch wenige Schritte zum Ziele, nur noch ein kleines Stückchen Weges, um mit mir zugleich zur Ewigkeit zu gehen. Du bist weit näher bei mir, als bei Stenio. Um zu mir zu kommen, mußt du vorwärts gehen; zu ihm, rückwärts. Das ist nicht möglich. Es ist leicht, zu altern, verjüngen kann sich Niemand.

Noch einmal, laß das Kind wachsen und leben, ersticke nicht die Blume im Keime. Erkälte nicht mit deinem eisigen Hauche die sonnigen Tage des Frühlings. Hoffe nicht, das Leben zu geben, Lelia: das Leben ist nicht mehr in dir, du hast nur die Reue davon behalten; bald wirst du, gleich mir, nur noch das Andenken daran besitzen.

XVIII.

Du hast es mir versprochen, du wirst mich ruhiger lieben, und wir werden glücklich seyn. Suche nicht der Zeit zuvorzueilen, Stenio, bemühe dich nicht, die Geheimnisse des Lebens zu ergründen. Du fürchtest mich? Dich selbst mußt du fürchten, dich selbst mußt du zurückhalten, denn in deinem Alter verdirbt die Einbildungskraft die schmackhaftesten Früchte und entwürdigt jeden Genuß; in deinem Alter weiß man nichts zu benutzen, man will Alles kennen, Alles besitzen, Alles erschöpfen,

und staunt dann, die Güter des Lebens so geringfügig zu finden, während man über das menschliche Herz und seine Begierden staunen sollte. Glaube mir, geh langsamen Schrittes, koste einen nach dem andern alle die unaussprechlichen Genüsse, die in einem Worte, einem Blicke, einem Gedanken liegen, alle jene Spielereien der Liebe. Waren wir nicht glücklich, wie wir gestern unter den Erlen neben einander saßen, unsere Kleider sich berührten und unsere Blicke sich im Finstern erriethen? Es war eine schwarze Nacht, und doch sahe ich dich, Stenio, schön wie du bist, und bildete mir ein, du wärest der Sylphe dieser Gehölze, die Seele dieses Zephyrs, der Engel dieser geheimnißvollen, zärtlichen Stunde.

Die Liebe, Stenio, ist nicht, was du glaubst; sie besteht nicht in dem heftigen Streben nach einem geschaffenen Wesen, sondern in dem heiligen Streben unsers ätherischen Theiles nach dem Unbekannten. Die sinnliche Bewegung genügt uns nicht; die Natur hat in dem Schatze ihrer Freuden nichts auserlesen genug, unsern Durst nach Glück zu stillen; wir müssen den Himmel haben und wir haben ihn nicht.

Deshalb suchen wir den Himmel in einem uns gleichen Wesen und vergeuden für dasselbe die ganze hohe Kraft, die uns zu weit edlerem Gebrauch verliehen wurde. Wir verweigern Gott die Anbetung, um sie einem unvollkommenen, schwachen Wesen zuzuwenden, welches der Gegenstand unsrer Ver-

ehrung wird. Fällt aber der Schleier, und das Geschöpf zeigt sich hinter den Weihrauchwolken, hinter der Liebesglorie, womit wir es umgaben, armselig und unvollkommen, so erschrecken und erröthen wir über unsere Bethörung, stürzen unser Idol um und treten es unter die Füße.

Und nun suchen wir ein anderes, denn lieben müssen wir; aber wir täuschen uns noch oft, bis dahin, wo wir belehrt, aufgeklärt, geläutert, die Hoffnung auf eine dauernde Liebe hier auf Erden aufgeben, und dann bringen wir endlich wieder Gott die reine, begeisterte Huldigung, die wir ihm nie hätten entziehen sollen.

XIX.

Schreibe mir nicht, Lelia; warum schreibst du mir? Ich war glücklich, und du stürzest mich in die Bangigkeit zurück, aus der ich einen Augenblick hervorgegangen war. Diese stille Stunde an deiner Seite hatte mich mit unnennbarer Wollust beglückt! Aber schon bereuest du es, Lelia, daß du mich sie kennen lehrtest. Was fürchtest du denn von mir? Du verkennst mich absichtlich. Du weißt sehr wohl, daß mich schon ein Weniges beglückt, weil nichts, was du für mich thust, mir klein scheint, weil ich deinen geringsten Gunstbezeigungen den ihnen gebührenden Werth beilege. Ich bin nicht anmaßlich; ich weiß, wie tief ich unter dir stehe. Warum, Grausame, verweisest du

mich denn unaufhörlich auf die zitternde Demuth, die mich so leiden macht?

Ich verstehe dich, Lelia! Es ist Gott allein, den du lieben kannst! Nur im Himmel kann deine Seele ruhen und leben! Wenn du in der Aufregung einer träumerischen Stunde einen Blick der Liebe auf mich fallen ließest, so täuschtest du dich, du dachtest an Gott, wie du einen Menschen für einen Engel nahmst. Als der Mond aufging, meine Züge erhellte und das Dunkel verjagte, was deine goldenen Träume begünstigte, lächeltest du mitleidig, wie du Stenio's Stirn erkanntest; Stenio's Stirn, der du einen Kuß aufgedrückt hattest.

Ich sehe wohl, du willst, daß ich das vergessen soll. Du fürchtest, daß ich das berauschende Gefühl bewahren und einen ganzen Tag darin leben möchte. Beruhige dich, ich habe dieses Glück nicht als ein Blinder gekostet; wenn es mein Blut verzehrt, meine Brust zermalmt hat, so hat es doch meine Vernunft nicht verwirrt. Das kann mir bei dir nicht begegnen, Lelia! Sey ruhig, ich bin kein kühner Don Juan, für den ein Kuß ein Liebespfand ist. Ich glaube nicht, die Macht zu besitzen, Marmor zu beleben und Todte zu erwecken.

Und doch hat dein Hauch mein Gehirn entflammt. Kaum berührten deine Lippen die Spitzen meines Haares, als ich einen elektrischen Funken zu fühlen glaubte, eine solche Erschütterung, daß ein Schrei des Schmerzes sich meiner Brust ent-

wand. Du bist kein Weib, Lelia, ich sehe es wohl! Ich glaubte, ein Kuß von dir müsse den Himmel bringen, und ich habe die Hölle darin gefunden.

Doch dein Lächeln war so süß, deine Worte so lieblich und tröstend, daß meine heftige Bewegung sich verlor. Ich konnte deine Hand berühren, ohne zu schaudern. Du zeigtest mir den Himmel, und ich flog auf deinen Flügeln dahin.

Ich war glücklich diese Nacht, als ich mir deinen letzten Blick, deine letzten Worte zurückrief. Ich schmeichelte mir nicht, Lelia, ich schwöre es dir; ich wußte wohl, daß du mich nicht liebtest, aber ich schlief in einer Art von Erstarrung ein, in die du mich gestürzt hattest. Jetzt aber weckst du mich, um mir zuzurufen: Erinnere dich, Stenio, daß ich dich nicht lieben kann! Ich weiß es, Madame, ich weiß es sehr wohl!

XX.

Adieu, Lelia, ich werde mich tödten. Du hast mich heute glücklich gemacht, morgen würdest du mir schnell das Glück wieder entreißen, was du mir heute aus Versehen oder aus Grille angedeihen ließest. Ich muß nicht gerade bis morgen leben, ich kann ja heute in meiner Freude einschlafen und nicht wieder erwachen.

Das Gift ist bereit; ich kann nun frei mit dir reden, du wirst mich nicht mehr sehen, mich nicht mehr zur Verzweiflung bringen. Vielleicht bedauerst du das Schlachtopfer, was du nach Belie-

ben quälen, das Spielzeug, was du nach deiner Laune drehen konntest. Du sagtest, du liebtest mich mehr als Trenmor, obgleich du mich weniger schätztest. Es ist wahr, du kannst Trenmor nicht nach Gefallen martern; an ihm scheitert deine Macht, deine Tiger= und Weiberkrallen können in dieses diamantne Herz nicht eingreifen. Ich dagegen war wie weiches Wachs, was alle Eindrücke annimmt, und so gabst du mir jede beliebige Gestalt, wie du eben gestimmt warst, traurig, ruhig oder aufgeregt. So macht der Bildner einen Gott aus ein wenig Thon und ein Gewürm aus demselben Thone, der ein Gott gewesen war.

Es wäre dir ein Leichtes gewesen, mich zum glücklichsten Menschen zu machen; ein Wort, ein Lächeln täglich hätte mir genügt. Statt dessen hast du nur gesucht, mich zu entmuthigen und zu verderben. Ich verzichte nun auf die Liebe, ich verzichte auf das Leben: bist du so zufrieden? Adieu!

Mitternacht naht heran. Ich gehe.... wohin du nicht kommen wirst, Lelia! denn es ist unmöglich, daß wir eine und dieselbe Zukunft theilen sollten. Wir verehren nicht die nämliche Macht, wir werden nicht den nämlichen Himmel bewohnen.

XXI.

Die Mitternachtstunde schlug: Trenmor trat zu Stenio herein, er fand ihn in Gedanken, neben dem Feuer sitzend. Es war kaltes, trübes Wet=

ter; ein scharfer Wind pfiff durch das Getäfel des Zimmers. Auf einem Tische vor Stenio stand ein bis an den Rand gefüllter Becher, den Trenmor mit dem Mantel umstürzte.

„Du mußt mit zu Lelia kommen," sagte er mit ernstem, aber ruhigen Tone, „Lelia will dich sehen. Ich vermuthe, ihre Stunde ist gekommen und sie wird sterben."

Stenio sprang auf, ergriff convulsivisch Trenmors Arm und eilte zu Lelia.

Sie lag auf dem Sopha, ihre Wangen hatten einen bläulichen Wiederschein, ihre Augen schienen sich unter den großen Bogen ihrer Braunen versteckt zu haben. Eine große Falte lag auf ihrer sonst so glatten, weißen Stirn; aber ihre Stimme war voll und sicher, und das geringschätzende Lächeln flog, wie gewöhnlich, über ihre Lippen.

Der artige Doktor Kreyßneifetter war bei ihr, ein ganz junger, hübscher Mann, blond, mit rothen Wangen, einer weißen Hand, einem nachlässigen Lächeln, einem häßlichen Geschwätz und einer Protectormiene. Er hielt vertraulich Lelia's eine Hand in der seinigen und untersuchte von Zeit zu Zeit den Puls, mit der andern Hand fuhr er in ihre schönen Locken.

„Es ist nichts," sagte er mit einem liebenswürdigen Lächeln, „gar nichts. Es ist die Cholera, die Cholera Morbus, jetzt das Gewöhnlichste, was es giebt, und die Krankheit, die man am besten kennt. Beruhigen Sie sich, mein schöner Engel! Sie

haben die Cholera, eine Krankheit, welche diejenigen, die sich vor ihr fürchten, in zwei Stunden tödtet, starken Geistern aber, wie wir sind, gar nicht gefährlich ist. Erschrecken Sie also nicht, liebenswürdige Fremde! Wir sind hier unsrer zwei, die die Cholera nicht fürchten, Sie und ich fordern sie heraus! Wir wollen diesem häßlichen Gespenste, diesem scheußlichen Ungeheuer, welches dem Menschengeschlecht die Haare zu Berge treibt, Furcht einjagen. Wir wollen sie verlachen, das ist das einzige Mittel, sie zu behandeln."

„Aber," sagte Trenmor, „wenn man den Punsch des Doktor Magendie versuchte?"

„Warum nicht," erwiederte Kreyßneifetter, „wenn die Patientin keine Abneigung gegen den Punsch hat?"

„Ich habe," sagte Lelia mit beißender Kälte, „das Gegentheil gehört. Lassen Sie uns lieber besänftigende Mittel anwenden."

„Thun wir das, wenn Sie Zutrauen dazu haben," entgegnete der artige Doktor.

„Aber was würden Sie denn nach Ihrem Gewissen rathen?" fragte Stenio.

Bei dem Worte Gewissen warf der Doktor einen Blick spöttischen Mitleidens auf den jungen Dichter, und sagte dann mit ernstem Tone:

„Mein Gewissen befiehlt mir, gar nichts zu verordnen und mich überhaupt nicht mit dieser Krankheit zu befassen."

„Ganz wohl, Doktor," rief Lelia, „und da es

schon spät ist, gute Nacht. Verschieben Sie nicht länger Ihren kostbaren Schlaf."

„O, deshalb beunruhigen Sie sich nicht," erwiederte er, „ich befinde mich hier sehr wohl, ich gefalle mir darin, die Fortschritte des Uebels zu beobachten. Ich studire, ich liebe mein Fach leidenschaftlich, und gern opfere ich mein Vergnügen und meine Ruhe, ja, ich würde mein Leben opfern, wenn es zum Wohle der Menschheit nöthig wäre."

„Worin besteht denn eigentlich Ihre Beschäftigung?" fragte Trenmor.

„Ich tröste und ermuthige," erwiederte der Doktor, „das ist mein Beruf. Das Studium hat mir die ganze Wichtigkeit der Krankheiten enthüllt, von denen der Mensch belagert wird. Ich ermittele sie, beobachte sie, bin bei der Entwickelung und benutze meine Beobachtungen."

„Um die Vorsichtsregeln des Systems der Gesundheitslehre anzuordnen, in so weit solche auf Ihre liebenswürdige Person anzuwenden seyn möchten," sagte Lelia.

„Ich halte nicht viel von den Systemen," entgegnete der Doktor, „wir werden alle mit dem Keime zum mehr oder weniger nahen Tode geboren: unsere Bemühungen, den Termin hinauszuschieben, beschleunigen ihn oft nur. Das Beste ist, nicht daran zu denken und ihn zu erwarten, während man vergißt, daß er kommen werde."

„Sie sind ja ein gewaltiger Philosoph," sagte

Lelia, und nahm eine Prise aus des Doktors goldener Dose.

Aber sie bekam Krämpfe und fiel zurück in Stenio's Arme.

„Muth, Muth, mein schönes Kind!“ rief der unbärtige Doktor. „Wenn Sie sich Ihren Zustand im mindesten zu Herzen nehmen, sind Sie verloren. Bleiben Sie aber kaltblütig, so laufen Sie nicht mehr Gefahr, als ich.“

Lelia stützte sich auf ein Kissen, betrachtete den Doktor mit fast erloschenem Auge und fand noch Kraft in sich zu einem ironischen Lächeln.

„Armer Doktor, ich möchte dich an meiner Stelle sehen!“

„Danke schön,“ dachte der Doktor.

„Sie sagten doch, daß Sie nicht an die Wirksamkeit der Heilmittel glaubten; Sie halten also überhaupt nichts von der Arzneiwissenschaft.“

„Ich bitte um Verzeihung, das Studium der Anatomie und die Kenntniß des menschlichen Körpers und seiner Gebrechlichkeiten ist eine positive Wissenschaft.“

„Ja,“ sagte Lelia, „und die Sie wie eine angenehme Kunst treiben. Meine Freunde, holt mir einen Priester, ich sehe, der Doktor giebt mich auf.“

Trenmor lief nach einem Priester. Stenio wollte den Arzt über den Balkon werfen.

„Laß ihn,“ sagte Lelia, „er amüsirt mich, gieb ihm ein Buch und führe ihn in mein Kabinet vor

den Spiegel, damit er sich beschäftige. Wenn ich fühlen werde, daß der Muth mich verläßt, will ich ihn rufen lassen, um seinen stoischen Rath zu hören, und werde im Sterben noch über den Mann und seine Wissenschaft lachen müssen."

Der Priester kam. Es war der große, schöne irländische Priester aus der St. Laura-Kapelle. Er näherte sich ernst und langsam. Sein Anblick flößte eine andächtige Ehrfurcht ein. Lelia, von Leiden erschöpft, hatte ihr Gesicht mit dem Arm verdeckt.

„Meine Schwester!" rief der Priester mit voller, inbrünstiger Stimme.

Lelia wendete sich langsam nach dem Manne Gottes um.

„Wieder dieses Weib!" schrie er und trat mit Schrecken zurück. Seine Züge veränderten sich, seine Augen waren starr und voll Entsetzen, seine Gesichtsfarbe verwandelte sich in grünlichgelb, und Stenio erinnerte sich jenes Tages, wo er ihn hatte erblassen und zittern sehen, als er in der Kirche auf Lelia's skeptischen Blick traf.

„Du bist es, Magnus?" sagte sie, „erkennst du mich?"

„Ob ich dich kenne, Weib!" schrie der Priester in Verwirrung, „ob ich dich kenne! Lüge, Verzweiflung, Verderben!"

Lelia antwortete ihm nur mit einem schallenden Gelächter.

„Komm näher, Priester," sagte sie, indem

sie ihn mit ihrer kalten, bläulichen Hand an sich zog, „und rede mir von Gott. Du weißt, warum man dich hieher beschieden hat, hier ist eine Seele, die die Erde verlassen will und die gen Himmel gesandt werden muß; hast du dazu nicht die Macht?"

Der Priester, noch immer erschreckt, schwieg.

„Komm, Magnus," sagte sie mit trauriger Ironie und wandte ihm ihr bleiches Gesicht zu, auf dem schon die Schatten des Todes ruhten, „erfülle die Sendung, welche die Kirche dir vertraute, und rette mich; verliere keine Zeit, ich werde sterben."

„Lelia," antwortete der Priester, „ich kann dich nicht retten, du weißt es; deine Macht ist größer als die meinige."

„Was bedeutet das?" rief Lelia und richtete sich auf. „Bin ich schon im Lande der Träume? Gehöre ich nicht mehr zum Geschlechte der Menschen? Ist die bestürzte Erscheinung vor mir nicht ein Mensch, ein Priester? Ist dein Verstand getrübt, Magnus? Du bist da, stehst lebend vor mir und ich sterbe. Dennoch verwirren sich deine Ideen und dein Geist wird schwach, während der meinige ruhig die Kraft sich auszusprechen sammelt. Komm, du Mensch von schwachem Glauben, flehe zu Gott für deine sterbende Schwester und laß den Kindern die abergläubige Furcht, die dir nur Mitleiden erregen sollte. Ich weiß nicht, wie ihr mir alle vorkommt! Da ist Trenmor ganz erstaunt, da ist Stenio, der meine Füße betrachtet und Krallen

darin zu finden glaubt, und da ist ein Priester, mich zu absolviren und zu beerdigen! Bin ich denn schon todt, oder träume ich?"

„Nein, Lelia," sagte endlich der Priester mit trauriger, feierlicher Stimme, „ich nehme dich nicht für einen Dämon, du weißt wohl, daß ich keinen Dämon glaube."

„Ha!" rief sie, sich zu Stenio wendend, „höre den Priester, es giebt nichts, was weniger poetisch wäre, als die menschliche Vollkommenheit. Es sey, mein Vater, laßt uns Satan leugnen, laßt uns ihn zum Nichts verdammen; ich halte nicht an seinem Bündniß, wenn gleich das satanische Air jetzt stark in Mode ist und Stenio zu sehr schönen Versen auf mich begeistert hat. Wenn es keinen Teufel giebt, so kann ich wegen meiner Zukunft ruhig seyn, ich kann das Leben jeden Augenblick verlassen, ohne in die Hölle zu fallen. Aber wohin werde ich gehen? das sagt mir. Wohin gefällt es euch, mich zu senden, mein Vater? Zum Himmel?"

„Zum Himmel?" schrie Magnus, „du, zum Himmel! Ist es dein Mund, der dieses Wort aussprach?"

„Giebt es denn auch keinen Himmel?" sprach Lelia.

„Für dich, Weib, giebt es keinen."

„Das ist ein trostreicher Priester!" sagte sie. „Da er meine Seele nicht retten kann, so führt

den Arzt her, er möge sich für Gold oder Silber entschließen, mein Leben zu retten."

„Ich sehe nichts zu machen," sprach Doktor Kreyßneifetter, „die Krankheit nimmt ihren regelmäßigen, wohlbekannten Gang. Haben Sie Durst, so lassen Sie sich Wasser geben und dann beruhigen Sie sich. Jetzt würden Heilmittel Sie tödten, lassen wir die Natur wirken."

„Gute Natur!" rief Lelia, „ich möchte dich anflehen! Aber wer bist du, wo ist dein Erbarmen, wo deine Liebe, wo dein Mitleid? Ich weiß wohl, daß ich von dir komme und zu dir zurückkehren werde, aber mit welchem Rechte soll ich dich beschwören, mich noch einen Tag hier zu lassen? Vielleicht giebt es irgendwo ein dürres Plätzchen, dem gerade mein Staub mangelt, um es fruchtbar zu machen, ich muß also meine Bestimmung erfüllen? Aber du, Priester, rufe den Blick dessen auf mich herab, der über der Natur steht und sie leiten kann; er kann der Luft befehlen, meinen Athem zu beleben, dem Saft der Pflanzen, mich zu erfrischen, der Sonne, mein Blut zu erwärmen; komm, lehre mich zu Gott beten!"

„Gott!" rief der Priester und ließ überwältigt den Kopf auf die Brust fallen. „Gott!"

Heiße Thränen flossen über seine zerrissenen Wangen.

„O Gott!" rief er, „o süßer Traum, der mich geflohen hat! Wo bist du? Wo werde ich dich wiederfinden? Hoffnung, warum hast du mich

auf ewig verlassen? Ich werde gehen, Madame. Hier gewinnen die Zweifel wieder ihre unselige Herrschaft über mich; hier, in Gegenwart des Todes, verschwindet meine letzte Hoffnung, meine letzte Täuschung. Sie wollen, daß ich Ihnen den Himmel gebe, daß ich Ihnen Gott finden helfe. Sie werden bald wissen, ob es einen giebt. Sie sind glücklicher als ich, der es nicht weiß."

„Geht, Ihr stolzen Menschen," rief Lelia, „verlaßt mich! Sieh diesen Arzt, Trenmor, der nicht an seine Wissenschaft glaubt, sieh diesen Priester, der nicht an Gott glaubt, und doch ist dieser Arzt ein Gelehrter, dieser Priester ein Theolog. Dieser hilft, wie man sagt, den Kranken, jener tröstet die Lebenden; keiner hat seinen Beruf erfüllt bei einer sterbenden Frau!"

„Madame," sagte Kreyßneifetter, „wenn ich Ihnen Medizin gegeben hätte, würden Sie mich ausgelacht haben. Ich kenne Sie, Sie sind keine gewöhnliche Person, Sie sind Philosoph......"

„Madame," sagte Magnus, „erinnern Sie sich nicht mehr unsers Spazierganges im Grimselwalde? Würden Sie mich nicht vollends ungläubig gemacht haben, wenn ich gewagt hätte, bei Ihnen den Priester zu spielen?"

„So seht denn," rief Lelia mit bitterm Tone, „wie es um eure Stärke aussieht! Sie beruht nur auf Anderer Schwäche; sobald man euch Widerstand leistet, weicht ihr zurück und gesteht lachend, daß ihr eine falsche Rolle unter den Men-

schen spielt, ihr Marktschreier und Betrüger! Ach, Trenmor, wo sind wir? Und in welchem Zeitalter? Der Weise leugnet, der Priester zweifelt. Laßt sehen, ob der Dichter noch er selbst geblieben ist. Nimm die Harfe, Stenio, und singe mir die Verse aus Faust, oder lies die Leiden Obermanns, die Entzückungen des Saint-Preux. Laß sehen, Dichter, ob du den Schmerz noch verstehst; laß sehen, junger Mann, ob du noch an die Liebe glaubst."

„Ach, Lelia!" rief Stenio händeringend, „du bist ein Weib und glaubst nicht daran!"

XXII.

Lelia unterbrach Stenio's Gesang. „Sehr schön," rief sie, „aber es sind Verse und weiter nichts. Laß die Harfe ruhen oder stelle sie auf's Fenster, der Wind wird sie besser spielen als du. Komm näher. Geh, Trenmor, deine Ruhe betrübt und entmuthigt mich. Komm, Stenio, rede von dir und mir, du hast etwas von Gott in dir, zeige mir, was dein Geist davon besitzt, es scheint mir, daß ein warmer Hauch deiner Seele mir die Kraft zu leben geben könnte. Die Kraft zu leben! Ja! es handelt sich nur um das Wollen. Mein Uebel, Stenio, besteht darin, daß ich diesen Willen nicht in mir finden kann. — Du lächelst, Trenmor! Geh! — Ach, Stenio! es ist wahr, ich versuche, dem Tode zu widerstehen, aber ich versuche es nur schwach. Ich fürchte ihn weniger, als ich ihn wün-

sche, ich möchte aus Neugierde sterben. Ach! ich bedarf des Himmels, aber ich zweifele...... und wenn es keinen Himmel über den Sternen gäbe, möchte ich ihn lieber noch von der Erde aus betrachten. Vielleicht, mein Gott! darf man nur hienieden auf ihn hoffen! Vielleicht lebt er nur im menschlichen Herzen! Ist die Liebe vielleicht der Himmel? Sieh, Stenio, wie schwach mein Kopf wird, verzeihe mir diesen Anfall von Wahnsinn. Ich möchte an irgend etwas glauben, wäre es auch nur an dich, wäre es auch nur eine Stunde lang, ehe ich mit Gott und mit den Menschen ganz abschließe.“

„Zweifle an Gott, zweifle an Menschen, zweifle an mir, wenn du willst,“ sagte Stenio und kniete vor ihr nieder, „aber zweifle nicht an der Liebe und nicht an deinem Herzen, Lelia! Wenn du jetzt sterben solltest, wenn ich dich verlieren müßte, o meine Hoffnung! gieb wenigstens, daß ich nur eine Stunde, nur einen Augenblick an dich glaube. Ach! wirst du sterben, ohne daß ich dich leben sah? Werde ich mit dir sterben, ohne etwas anders als einen Traum in dir umarmt zu haben? Mein Gott! giebt es denn keine Liebe als in dem verlangenden Herzen, in der leidenden Einbildungskraft, in den Träumen, die uns einwiegen? Ist sie nur ein unerreichbarer Hauch, ein Meteor, welches glänzt und stirbt? Ist sie ein Wort? Was ist sie, mein Gott! O Himmel, o Weib! Werdet ihr sie mich nicht kennen lehren?“

„Dieses Kind fordert vom Tode das Geheimniß des Lebens," sagte Lelia; „er kniet auf einem Sarge, um die Liebe zu erlangen! Armes Kind! Mein Gott, habe Mitleiden mit ihm und schenke mir das Leben, damit ich ihm das seinige erhalten könne! Wenn du mir es schenkst, gelobe ich, für ihn zu leben. Er sagt, daß ich dich gelästert hätte, indem ich die Liebe lästerte: nun wohl! ich will meine stolze Stirn beugen, ich will glauben, ich will lieben! .... Laß mich nur körperlich leben, ich werde dann trachten, auch geistig zu leben."

„Hörst du es, mein Gott?" schrie Stenio wie wahnsinnig; „hörst du, was sie sagt, was sie verspricht? Rette sie, rette mich! Gieb mir Lelia, schenke ihr das Leben!" .....

Lelia fiel steif und kalt auf den Fußboden. Dies war die letzte schreckliche Krisis. Stenio drückte sie an sein Herz, und schrie vor Verzweiflung. Sein Herz brannte, seine heißen Thränen fielen auf Lelia's Stirn. Seine belebenden Küsse riefen das Blut auf ihre Lippen, sein Gebet rührte vielleicht den Himmel: Lelia öffnete schwach die Augen, und sprach zu Trenmor, der ihr aufstehen half:

„Stenio hat meinen Geist wieder aufgerichtet; willst du ihn abermals mit deiner Vernunft zerschmettern, so tödte mich gleich."

„Und warum sollte ich dir den letzten Tag rauben, der dir noch bleibt?" sagte Trenmor; „noch ist nicht die letzte Feder aus deinem Flügel gefallen."

Zweiter Theil.

XXIII.

Stenio sah eines Morgens auf einem schattigen Fußsteige am Monte-Rosa einen schönen, ernsten Mann vor sich. Es war Magnus. Er schien lebhaften Eindrücken hingegeben zu seyn, und Schmerz und Freude in ihm zu wechseln.

Sowie er Stenio erblickte, kam er auf ihn zu.

„Nun, junger Mann!“ sprach er mit triumphirendem Blicke, „da bist du ja, allein und traurig. Das Weib ist nicht mehr!“

„Das Weib!“ rief Stenio. „Es giebt für mich nur eines auf der Welt. Von wem redest du?“

„Von dem einzigen Weibe, was es je für dich und mich gegeben hat, von Lelia. Sie ist todt!“

„Unglücklicher!“ schrie Stenio und faßte den Priester bei der Gurgel, „welche teuflische Worte hast du auf den Lippen? Welche wahnsinnige Gedanken bewegen dich? Wo kommst du her? Wo hast du die Nacht zugebracht? Woher weißt du, was du auszusprechen wagst? Seit wann hast du

Lelia verlassen? Aber ich merke, Gott sey Dank, du hast den Verstand verloren. Du sprichst von der schrecklichen Krankheit, die uns beinahe Lelia vor einem Monate entrissen hätte. Ich sehe an deinem Haar und Barte, daß du lange Zeit auf den Bergen zugebracht hast. Komm mit mir, Unglücklicher, erzähle mir deine Leiden, ich will suchen, dich zu trösten."

„Meine Leiden sind verschwunden," sagte der Priester mit einem Lächeln, welches man für eine himmlische Begeisterung hätte halten können, so süß und rein war es. „Ich lebe, Lelia ist todt. Wie ich in ihre Wohnung trat, fühlte ich den Boden unter mir zittern. Sie bat mich, sie zu retten, ich erinnere mich wohl; aber ich erinnerte mich damals auch der vergeblichen Bitten, die ich zu andern Zeiten an sie gerichtet, der fruchtlosen Thränen, die ich zu ihren Füßen vergossen hatte, und die Rache zog in mein Herz ein. Sie hatte meine Seele verderbt, sie hatte mir Gott geraubt; ich mußte mich rächen, auch ihre Seele verderben und auch ihr Gott rauben; deshalb habe ich sie verwünscht, und bin gerettet worden. Gott hat meinen Muth belohnt. Es fiel mir ein Nebel vor das Gesicht, Lelia war verschwunden und ich fand mich allein am Eingange der Kathedrale. Der Tag brach an, der Nebel zerstreute sich, der steinerne Erzengel nahm die Trompete, welche er seit Jahrhunderten unbeweglich in der Hand hält, an den Mund und blies eine glänzende Fanfare, worin

ich den Rettungsschrei unterscheiden konnte: Lelia ist nicht mehr! Die Nachteule zog sich unter den Säulenknauf zurück, der ihr zur Zuflucht dient, und wiederholte: Lelia ist nicht mehr! — Die Jungfrau von weißem Marmor, die ich nie anzusehen wagte, weil sie Lelia glich, diese blasse, schöne Jungfrau, mit sieben Schwertern im Busen und allen Seelenleiden auf der Stirn, stürzte zertrümmert auf die Stufen der Kirche. Ich könnte hundert Jahre leben, ohne das zu vergessen. Sprich, hast du die Trümmer gesehen?"

„Ich bin gestern vorbeigegangen," erwiederte Stenio, „und versichere dir, daß sie so schön ist, wie immer, und sich wohl befindet."

„Lästere nicht, junger Mensch," sagte der Priester mit schrecklichem Ernst. „Gott würde dich mit seinem Fluche treffen, er würde dich rasend machen, ich fürchte, du bist es schon, denn du sprichst wie ein Wesen ohne Vernunft. Weißt du, was der Mensch ist, was Gott ist? Kennst du die Erde, kennst du den Himmel?"

„Priester, laß mich los," rief Stenio, den der Verrückte mit in seine Grotte ziehen wollte. „Ich kann deine Worte ohne Schaudern nicht anhören. Du verwünschest Lelia, du verdammest sie zum Nichts, und wagst es, von Gott zu reden und das Kleid seiner Diener zu tragen!"

„Kind," sagte der Priester, „weil ich Gott fürchte, weil ich das Kleid achte, welches ich trage,

verwünsche ich Lelia als mein Verderben, meine Verführung, meinen Untergang! Lelia, die mir verboten war, zu besitzen, ja selbst zu begehren! Lelia, die abscheuliche, ehrlose, die mich im Innersten des Heiligthums aufsuchte, die die Heiligkeit des Altars schändete, um mich mit ihren höllischen Liebkosungen zu berauschen!"

„Du lügst," schrie Stenio wüthend, „Lelia hat dich nie verfolgt, nie geliebt!"

„Ach! ich weiß es," sagte der Priester ruhig; „du verstehst mich nicht." Er senkte den Kopf auf die Brust und verfiel in tiefe Träumerei. Stenio verließ ihn, ohne daß er es bemerkte.

XXIV.

An einem schönen Frühlingsabende saß Lelia träumend auf der Terrasse der prachtvollen Villa Viola. Stenio sang zur Harfe. Plötzlich schwieg er, stürzte zu Lelia's Füßen und flehte um ein Wort der Liebe oder des Mitleids, um ein Zeichen von Leben oder von Zärtlichkeit. Sie nahm des jungen Mannes Hand und führte sie an ihre Augen: sie weinte.

„O!" schrie er voll Entzücken, „du weinst! du lebst also endlich?"

Lelia spielte mit Stenio's Locken, zog ihn an sich, und bedeckte mit Küssen seine schöne Stirn, die sie nur selten mit den Lippen berührte. Um so mehr überraschte eine so plötzliche, glühende Liebkosung den jungen Mann, dem sie beinahe das Le=

ben gekostet hätte; er hatte ja den ersten Frauenkuß von Lelia's kalten Lippen empfangen. Er wurde blaß, sein Herz hörte auf zu schlagen; dem Tode nahe, stieß er sie mit Gewalt zurück, denn er hatte nie den Tod so gefürchtet, als in diesem Augenblicke, wo das Leben sich ihm enthüllte.

Er mußte sprechen, um diesen schrecklichen Liebkosungen zu entgehen, diesem Uebermaße von Glück, was ihm peinlich war, wie das Fieber.

„O! sage mir," rief er, indem er sich ihren Armen entwand, „sage mir, daß du mich endlich liebst!"

„Habe ich dir es nicht schon gesagt?" erwiederte sie mit einem Blicke und einem Lächeln, wie sie Murillo der sich mit den Engeln zum Himmel schwingenden Jungfrau gegeben hätte.

„Nein, du hast es mir nicht gesagt," antwortete er, „du erklärtest nur, wie du dem Tode nahe warst, daß du lieben wolltest. Das wollte soviel sagen, daß du in dem Augenblicke, wo du das Leben verlassen solltest, bereuetest, es nicht genossen zu haben."

„Und das glaubst du, Stenio?" fragte sie mit einem Tone spöttischer Koketterie.

„Ich glaube nichts, aber ich suche dich zu errathen. O, Lelia! Alles, was du mir versprochen hast, war, daß du versuchen wolltest, zu lieben."

„Gewiß," sagte Lelia, „ich habe nicht versprochen, daß es mir gelingen sollte."

„Aber hoffst du, mich endlich lieben zu kön-

nen?" erwiederte er mit traurigem Tone und so süßer Stimme, daß sie Lelia's ganzes Gemüth aufregte.

Sie umfing ihn mit den Armen, und drückte ihn mit übermenschlicher Kraft an sich. Stenio, der ihr widerstehen wollte, fühlte sich durch diese Gewalt bezwungen, die ihn mit Schrecken erfüllte. Sein Blut kochte wie Lava und gerann wie diese. Ihm war bald heiß, bald kalt, bald wohl, bald wehe. War es Freude, war es Bangigkeit? Er wußte es nicht. Es war eines und das andere; es war mehr: es war Himmel und Hölle, Liebe und Scham, Verlangen und Furcht, Entzücken und Angst.

Endlich kam sein Muth wieder. Er erinnerte sich, wie oft und sehnlich er diesen entzückenden Augenblick herbeigewünscht habe; er verachtete sich selbst wegen seiner kindischen Zaghaftigkeit, und indem er sich einem plötzlichen Anfall der höchsten Begehrlichkeit hingab, beherrschte er nun seinerseits die Geliebte, umfaßte sie innig und preßte seinen Mund auf den ihrigen, auf diesen süßen, weichen Mund, dessen Berührung ihn erst recht in Flammen setzte ..... Aber Lelia stieß ihn zurück, und sagte kalt und trocken:

„Laß mich, ich liebe dich nicht mehr!"

Stenio sank vernichtet zu Boden. Er glaubte zu sterben, wie er so plötzlich die Kälte der Verzweiflung und der Scham, den Durst der Liebe und das Fieber der Erwartung in sich ersticken fühlte.

Lelia schlug ein Gelächter auf. Der Zorn belebte ihn wieder, er erhob sich und überlegte einen Augenblick, ob er sie nicht tödten solle.

Aber dies wäre keine Rache gewesen; die Frau war so gleichgültig gegen das Leben. Er bemühte sich daher, eine kalte Philosophie zu zeigen, aber er hatte kaum drei Worte hervorgebracht, als ihm die Thränen aus den Augen stürzten.

Lelia umarmte ihn von neuem, und da er es nicht mehr wagte, ihr Liebkosungen zu bezeigen, so überhäufte sie ihn damit bis zum Berauschen; wie sie aber fühlte, daß er sich belebte und vor Vergnügen zitterte, legte sie ihm die Hand auf den Mund und schob ihn von sich.

„Schlange!" schrie er und versuchte aufzustehen, um zu fliehen.

Sie hielt ihn zurück.

„Komm wieder an mein Herz," sagte sie. „Ich liebte dich eben so sehr, wie du mit ungekünstelter Scheu meine Küsse gleichsam wider deinen Willen hinnahmst. Siehst du, wie du die Worte sprachst: hoffst du, mich noch lieben zu können? da fühlte ich, daß ich dich anbetete. Du warst da so demüthig! Bleibe so, so liebe ich dich. Wenn ich dich zittern und vor der Liebe, die du suchst, zurückschrecken sehe, scheint es mir, als sey ich jünger und feuriger, als du. Das macht mich stolz und entzückt mich, das Leben entmuthigt mich nicht mehr, denn ich bilde mir ein, daß ich es geben könne; wenn du aber kühn wirst, mehr von

mir begehrst, als mir zu fühlen verliehen ist, so verliere ich die Hoffnung, es erschreckt mich, zu lieben und zu leben. Ich leide und bedaure, mich wieder einmal getäuscht zu haben.“

„Armes Weib!“ rief Stenio voll Mitleid.

„Ach! kannst du nicht immer so ängstlich und pochenden Herzens meine Liebkosungen hinnehmen?“ fuhr sie fort und zog seinen Kopf auf ihren Schooß. „Laß mich meine Hand um deinen weißen, schönen Nacken legen, laß mich fühlen, wie dein reiches, weiches Haar sich um meine Finger lockt. Wie weiß deine Brust ist, junger Mann! Wie stark und heftig dein Herz schlägt! Ob es nur den Keim zu männlichen Tugenden in sich schließt? Ob es durch das Leben gelangen wird, ohne zu verderben oder auszutrocknen? Aber ich schwärme und du lächelst; mein graziöser Dichter, schlaf ein!“

„Ich einschlafen!“ rief Stenio im Tone des Erstaunens und des Vorwurfs.

„Warum nicht? Bist du nicht ruhig, bist du nicht glücklich jetzt?“

„Glücklich! ja; aber ruhig?“

„Du bist ein Narr!“ rief sie und stieß ihn zurück.

„Lelia, du machst mich unglücklich, ich will dich verlassen.“

„Feiger! wie du den Schmerz fürchtest! Geh, geh.“

„Ich kann nicht,“ erwiederte er und stürzte zu ihren Füßen.

„Mein Gott!“ sagte sie, ihn umarmend, „warum leiden? Du weißt nicht, wie sehr ich dich liebe: ich gefalle mir darin, dich zu liebkosen, dich zu betrachten, als wenn du mein Kind wärest. Ich war nie Mutter, aber es scheint mir, als hätte ich das Gefühl für dich, was ich für einen Sohn haben würde. Und dann, welches Gefühl könnte ich auch für dich hegen?“

„Du kannst also nicht Liebe hegen?“ rief Stenio mit zitternder Stimme und zerrissenen Herzens.

Lelia antwortete nicht, sie fuhr convulsivisch mit der Hand in die schwarzen Locken, die des jungen Mannes Stirn zierten; sie beugte sich gegen ihn und betrachtete ihn mit einem Blicke, in den sie ihre ganze Seele legen zu wollen schien; aber das ehrgeizige, ohnmächtige Geschöpf fand, daß ihr Herz nicht so feurig sey, als ihr Gehirn. Der Muth verließ sie, ihre Hand fiel wie todt herab, traurig betrachtete sie den Mond, athmete heftig, legte endlich die Hand auf's Herz, seufzte aus voller Brust, und sprach mit gereizter Stimme und düsterm Blicke:

„Ach! glücklich die, welche lieben können!“

XXV.

Nun, Trenmor! ich verlasse die Einöde. Das Leben und Treiben der Menschen soll mich zerstreuen. Wohin ich gehen werde, weiß ich noch nicht. Stenio ist abgereist und wird einen Monat

von mir getrennt leben: ob ich diese Zeit hier oder anderswo zubringe, bekümmert ihn nicht. Ich will mich nun zu ergründen bemühen, ob ich mit oder ohne Liebe weniger unglücklich auf Erden seyn werde. Als ich anfing, Stenio zu lieben, glaubte ich, die Leidenschaft werde mich über den Punkt hinausführen, wo sie mich gelassen hat. Ich war stolz genug, an einen Rest von Jugend und Liebe zu glauben!..... Aber es ist mir Alles wieder zweifelhaft geworden, und ich weiß weder was ich denke, noch was ich bin. Ich wollte die Einsamkeit, nur um mich zu prüfen und mich zu sammeln, denn sein Leben so ohne Steuer und Ruder einem flachen, düstern Meere zu überlassen, hieße auf die traurigste Weise scheitern. Besser Sturm und Donner: man sieht und fühlt sich doch untergehen.

Aber für mich ist die Einsamkeit überall, es ist Thorheit, sie in der Wüste suchen zu wollen. Nur ist sie da ruhiger, schweigender. Und das eben tödtet mich! Ich glaube, entdeckt zu haben, was mich in diesem Leben der Entzauberung und der Ermüdung noch aufrecht hält: es ist das Leiden. Das Leiden erregt und belebt die Nerven, macht das Herz bluten und verkürzt die Angst. Es ist die heftige, schreckliche Zuckung, die uns erhebt und uns die Kraft giebt, unser Geschrei und unsere Verwünschungen an den Himmel zu richten. In Lethargie sterben, heißt alle Vortheile des Todes verlieren und seine Wollust nicht kennen.

Meine jetzige Einsamkeit ist mir sehr drückend. Sonderbar! Ich habe sie so geliebt und liebe sie nicht mehr! O! das ist schrecklich, Trenmor!

Wenn mir das Irdische nicht mehr genügte, flüchtete ich zu Gott und flehte ihn an in der Einsamkeit der Gefilde. Ich gefiel mir ganze Tage darin, in Gedanken an eine bessere Zukunft versenkt. Jetzt fühle ich mich so erschöpft, daß selbst die Hoffnung mich nicht mehr aufrecht hält. Ich glaube noch, weil ich begehre; aber die Zukunft ist so weit hinaus und das Leben ohne Ende! Es giebt Tage, wo ich Alles verloren achte, und sie sind nicht die grausamsten; ich bin an solchen Tagen wie vernichtet; die Verzweiflung ist ohne Stachel, das Nichts ohne Schrecken. Aber wenn ein lauer Hauch der Luft, ein reiner Strahl des Morgens den Wunsch nach Daseyn wieder in mir erweckt, dann bin ich das unglücklichste Wesen. Entsetzen und Angst nagen in mir. Wohin fliehen? Wie soll ich von dem Marmor loskommen, der mir, nach dem schönen Bilde des Dichters, bis an die Knie geht und mich festhält, wie das Grab die Todten.

O! der Mensch, der nicht gelitten hat, ist nichts! Ein unvollkommenes Wesen, eine unnütze Kraft, eine rohe, werthlose Materie, welche der Meißel des Bildners vielleicht zerbricht, wenn er versucht, ihr eine Form zu geben. Auch achte ich Stenio weniger als dich, Trenmor, obgleich Stenio ohne Laster ist und du allen unterlegen

haßt. Aber dich hat Gott in einem glühenden Ofen gegossen, und nachdem er dir hundert Formen gegeben hatte, endlich ein ächtes, kostbares Metall aus dir gemacht.

Was wird aus mir noch werden? O! wenn ich mich doch nämlichen Schwunges erheben könnte, als du, und mächtiger werden, als alle Uebel und alle Güter der Erde!

XXVI.

Lelia verließ ihre Berge, überschritt die Grenze, und entfaltete einige Tage darauf in einer schönen Stadt der Ebene den Luxus einer Königin.

Wie Trenmor, der sich im Bagne verjüngt und gestärkt hatte, hoffte Lelia durch die Kraft ihres Muthes mitten in der Welt wiedergeboren zu werden, die sie haßte und deren Freuden sie anekelten. Sie beschloß, sich zu besiegen, die Empörung ihres wilden Geistes zu dämpfen, sich zu betäuben, sich in die Fluthen des Lebens zu stürzen, um den Kloak der Gesellschaft in der Nähe zu sehen und durch die Vergleichung sich mit sich selbst zu versöhnen.

Der reichste der kleinen Fürsten des Staats gab ein Fest, wobei Lelia erschien, strahlend in Schmuck, aber traurig unter dem Glanz ihrer Diamanten, und minder glücklich, als die geringste der bürgerlichen Frauen, die sich stolz ihrer eintägigen Pracht erfreuten. Die naiven Vergnügungen der Frauen waren für sie nicht vorhanden.

Ihr Kleid von Sammet und Atlas, mit Gold gestickt, ihre Juwelen, ihre langen, weichen, luftigen Federn, konnten sie nicht vermögen, in den Spiegel jenen Blick mädchenhafter Eitelkeit zu werfen, der den ganzen Triumph eines Geschlechts umfaßt, welches bis ins späteste Alter Kind bleibt. Sie spielte nicht mit ihren diamantnen Ringen oder kos'te mit ihren Locken, um ihre kleine weiße Hand zu zeigen. Sie wußte kaum, in welche Stoffe sie gekleidet war, mit welchen Farben man sie geschmückt hatte. Nach ihrer untheilnehmenden Miene, ihrer kalten, blassen Stirn, ihren reichen Kleidern, hätte man sie für eine der alabasternen Madonnen genommen, welche die Andacht der italienischen Frauen mit seidenen Kleidern und glänzenden Lappen bedeckt. Lelia war sich ihrer Schönheit, ihres Schmuckes nicht bewußt, so wenig wie die marmorne Jungfrau ihrer zierlichen goldnen Krone und ihres Schleiers von Silbergaze. Sie war gleichgültig gegen die auf sie gerichteten Blicke. Sie verachtete alle diese Menschen zu sehr, um über ihr Lob stolz zu werden. Was wollte sie denn auf dem Balle?

Sie kam dahin, um ein Schauspiel zu suchen. Diese großen lebenden Gemälde, mit mehr oder weniger Geschmack und Geschicklichkeit in dem Rahmen einer Fete eingefaßt, waren für sie ein Kunstgegenstand zum Prüfen, zum Loben oder zum Tadeln, entweder in seinem Ganzen oder in seinen einzelnen Theilen. Sie begriff nicht, wie man in

einem armseligen, kalten Klima, wo die Menschen in engen widerwärtigen Wohnungen, wie Waarenballen in einer Niederlage, zusammengehäuft werden, sich rühmen könne, Luxus und Eleganz zu kennen. Sie glaubte, solchen Völkern müsse das Gefühl für Kunst nothwendig fremd seyn. Sie lächelte über die sogenannten Bälle in diesen traurigen, engen Sälen, wo der Kopfputz der Frauen die Decke erreicht, wo man, um ihre entblößten Schultern gegen die Kälte zu schützen, die Lebensluft durch eine fieberische verdorbene Atmosphäre ersetzt, die entweder betäubt oder erstickt, wo man thut, als tanze man in dem engen Raume zwischen doppelten Reihen sitzender Zuschauer, welche indessen alle Mühe haben, ihre Füße gegen die Walzenden und ihre Kleider gegen die nahen Wachskerzen zu sichern.

Sie räumte nur den mittägigen Völkern das Privilegium ein, das Leben der Pracht und des Glanzes zu verstehen. Sie sagte, die handelnden, betriebsamen Völker hätten weder Geschmack noch Gefühl für das Schöne, und man müsse die Anwendung der Formen und der Farben bei den altgewordenen Völkern suchen, die, wenn es ihnen gegenwärtig an Energie fehle, dagegen die Religion der vergangenen Zeit in ihren Grundsätzen bewahrt hätten.

Nichts kann den Anforderungen des Schönen weniger entsprechen, als eine schlecht angeordnete Fete. Es gehören zu einer wohl angeordneten so

viel schwer zu vereinigende Dinge, daß vielleicht in einem Jahrhundert nicht zwei gegeben werden, die der Kunst genügen dürften. Klima, Lokal, Decoration, Musik, Speisen und Costüm erfordern die höchste Aufmerksamkeit. Es gehört eine spanische oder italienische Nacht dazu und zwar eine dunkle Nacht, denn wenn der Mond am Himmel herrscht, hat er einen schmachtenden, melancholischen Einfluß auf die Menschen, der sich allen ihren Gefühlen mittheilt. Es gehört eine frische Nacht dazu, und die Sterne dürfen nur schwach durch das Gewölk schimmern, damit sie nicht über die Erleuchtung zu spötteln scheinen. Es gehören große Gärten dazu, deren berauschende Wohlgerüche stromweise in die Zimmer dringen, vorzüglich die der Orangerie und der Rosen, als am wirksamsten, Herz und Kopf zu exaltiren. Man muß ferner leichte Speisen haben, schmackhafte Weine, Früchte aller Klimate und Blumen aller Jahreszeiten. Seltene und schwer zu erlangende Sachen müssen im Ueberfluß vorhanden seyn, denn eine Fete muß die tollsten Wünsche verwirklichen, die gierigste Einbildungskraft befriedigen können. Ehe man ein Fest giebt, muß man nur daran denken, daß der Reiche und Gebildete nur noch in der Hoffnung auf etwas Unmögliches Vergnügen findet. Diesem Unmöglichen muß man sich so weit zu nähern suchen, als die Verhältnisse gestatten.

Der Fürst Bambucci war ein Mann von Geschmack, für einen Reichen die vorzüglichste und

seltenste Eigenschaft. Die einzige Tugend, die man von solchen Leuten verlangt, ist die, daß sie verstehen, ihr Geld mit Anstand zu verthun. Auf diese Bedingung erläßt man ihnen jedes andere Verdienst; aber am öftersten bleiben sie hinter ihrem Berufe zurück und leben bürgerlich, ohne dem Stolze ihrer Klasse zu entsagen.

Bambucci war der erste Pferde=, Mädchen= und Gemäldekenner; er kannte den Preis bis auf einen Scudo. Sein Auge war geübt, wie das eines Taxators oder eines Sklavenhändlers; sein Geruchsinn war so ausgebildet, daß er nicht nur den Namen des Landes und den Grad der Breite, unter welchem der Wein gewachsen war, angeben konnte, sondern auch, in wie weit der Abhang des Hügels, der ihn erzeugt hatte, der Einwirkung der Sonne unterliege. Keine Kunst, keine Koketterie konnte ihn so täuschen, daß er sich um mehr als sechs Monate in dem Alter einer Actrice geirrt hätte; er durfte sie nur über die Bühne gehen sehen, um sogleich ihren Geburtsschein ausfertigen zu können. Sah er ein Pferd nur hundert Schritte weit laufen, so konnte er an dem oder jenem Fuße eine kleine Steingalle bezeichnen, die der Finger des untersuchenden Roßarztes nicht entdeckt hatte. Er hatte nur das Haar eines Jagdhundes berührt, so konnte er angeben, bis zu welchem Grade die Reinheit seiner Race ausgeartet sey. Kaum besichtigte er ein Gemälde aus der florentinischen oder flamändischen Schule, so bestimmte er, wie viel

Pinselstriche der Meister darauf verwendet habe. Mit einem Worte, er war ein überlegener Mensch und so dafür bekannt, daß er selbst nicht mehr daran zweifelte.

Die letzte Fete, welche er gab, trug nicht wenig dazu bei, ihn in dem hohen Rufe zu erhalten, den er erlangt hatte. Große Alabastervasen, in den Sälen, auf den Treppen und Gallerien seines Palastes vertheilt, enthielten ausländische Gewächse und Blumen, deren Namen und Geruch dem größten Theile der Gäste fremd waren. Er hatte für eine Anzahl Gelehrter gesorgt, die beauftragt waren, den Neugierigen als Ciceroni zu dienen und ihnen den Gebrauch und den Preis der Sachen anzugeben, welche sie bewunderten. Die Façade und die Höfe der Villa funkelten von Lichtern, aber die Gärten wurden nur durch den Wiederschein aus den Zimmern erhellt. Verlor man sich tiefer in die Gärten, so konnte man sich mit einem geheimnißvollen Dunkel umgeben und im tiefsten Schatten ausruhen, wohin die Töne des Orchesters nur schwach reichten, oft unterbrochen durch das Säuseln eines mit Wohlgerüchen geschwängerten Lüftchens. Teppiche von grünem Sammet waren über den Rasen gebreitet, damit man sich darauf setzen könne, ohne die Kleider zu beschädigen, und hier und da waren Glöckchen von hellem schwachen Tone an den Bäumen aufgehangen, die bei dem leisesten Lufthauche das Laub mit ungewissen Accorden besäeten, welche man für die hellen Stimmen der durch das

Schaukeln der Blumen, in die sie sich geschmiegt hatten, erweckten Sylphen hätte halten können.

Bambucci wußte, wie sorgfältig, wenn man in entnervten Gemüthern die Wollust wieder erwecken will, Alles vermieden werden muß, was Ermüdung der Sinne herbeiführt. So war die Beleuchtung der Säle nicht zu grell für zarte Augen, die Musik sanft, ohne lärmende Instrumente, die Tänze nicht rasch folgend und von langsamer Art. Den jungen Leuten wurde nicht erlaubt, zahlreiche Quadrillen zu bilden. Denn in der Ueberzeugung, der Mensch wisse weder was er wolle noch was ihm diene, hatte der philosophische Bambucci allenthalben Kammerherrn aufgestellt, welche jedem seine Dosis von Thätigkeit und Ruhe bestimmten. Diese Leute, gewandte Beobachter und tiefe Skeptiker, zügelten die Hitze des Einen, damit sie sich nicht zu schnell erschöpfe, und stachelten die Trägheit des Andern, damit sie nicht zu lange anhalte. Sie lasen in den Blicken das Herannahen der Sättigung, und fanden Mittel, ihr durch Wechsel des Platzes und der Vergnügungen zuvorzukommen. Aber wenn sie zwei in der Intrigue erfahrne Acteurs bemerkten, so boten sie Alles auf, Beziehungen zu veranlassen und zu begünstigen, die den Paaren ihre Zusammenkunft erleichtern konnten.

Und in der That wurden die Herzensangelegenheiten hier mit einer edlen Freimüthigkeit betrieben. Als Mann von Geschmack hatte Bam=

bucci die Politik und das Spiel aus seinen Feten verbannt. Er hielt es für den schlechtesten Ton, Staatsangelegenheiten zu besprechen, Complotte zu schmieden, sich zu ruiniren oder die Vergnügungen des Balles mit Verhandlungen zu durchkreuzen.

Der joviale Bambucci begriff das Leben besser. Kein Volksschrei, kein Murren der Untergebenen erreichte sein Ohr, wenn er einmal im Zuge war, sich zu vergnügen, der gute Fürst! Unfreundliche Rathgeber und Unglückspropheten wurden fern gehalten. Er wollte nur liebenswürdige Leute haben, Männer von Geschmack, Frauen nach der Mode und von gefälligem Benehmen, viele junge Leute, einige häßliche Frauen, nur um die Schönheit der andern desto mehr zu erheben, und endlich einige Narren, jedoch nicht mehr, als gerade hinreichten, die übrige Gesellschaft zu unterhalten.

Der größere Theil der Gäste gehörte also dem Alter der Täuschungen an und den Zwischenklassen, die Geschmack genug besitzen, um zu loben, und nicht Reichthum genug, um verachten zu dürfen. Diese waren gleichsam wie das Chor in der Oper, sie waren ein nothwendiger Theil des Schauspiels. Sie wußten das sehr wohl, die guten Bürger, aber sie spielten dennoch in Bambucci's Sälen die Figuranten. Sie genossen, in der Eigenschaft als Schauspieler, allen Nutzen des Festes, d. h. das Vergnügen; aber die Ehre wurde ihnen nicht zu Theil. Diese war einer kleinen Zahl vor=

behalten, einer Gruppe auserwählter Epikuräer, welche dem Fürsten am Herzen lag, zu blenden und zu entzücken. Sie waren eigentlich die Assemblée, die Eingeladenen, die Richter, die zu bewirthenden Freunde, während die lärmende geputzte Menge nur zu ihrer Unterhaltung da war, doch aber glaubte, sie vergnüge sich auf ihre eigene Hand.

Diese ausgezeichneten Personen waren größtentheils im Stande, es an Luxus und Genie dem Hausherrn gleich zu thun. Bambucci wußte wohl, daß er es nicht mit Kindern zu thun habe; auch setzte er die größte Ehre darin, sie in Erfindungen und Delikatessen aller Art zu besiegen. Wenn man bei dem Marquis Delle Pamocchin von vergoldetem Silber gespeist hatte, so bestand das Tafelgeschirr bei Bambucci aus purem Golde. Wenn der Jude Zacchario Pandolfi seine Frau mit Diamanten gekrönt hatte, so ließ Bambucci sogar die Schuhe seiner Maitresse mit Diamanten besetzen. Wenn die Kleider der Pagen des Herzogs von Almiri mit Gold gestickt waren, so waren die Kleider der Lakaien des Hauses Bambucci mit feinen Perlen verziert. Würdige und rührende Nacheiferung der aufgeklärten Großen aufgeklärter Nationen!

Man kann sich nicht verhehlen, daß das Vorhaben des Fürsten keinesweges leicht auszuführen war. Er hatte mehr als eine Nacht darüber gegrübelt, ehe er es versuchte. Nicht nur mußten alle seiner würdige Nebenbuhler in Aufwand an

Gold und Geschmack übertroffen werden, sondern es handelte sich auch darum, sie so in Vergnügen zu berauschen, daß sie dies treuherzig gestehen und den durch ihre Niederlage verletzten Stolz vergessen mußten. Das Ungeheure einer solchen Unternehmung konnte die gigantische Einbildungskraft eines Bambucci nicht abschrecken; er wagte sie, des Sieges gewiß und voll Vertrauen auf seine Hülfsmittel und den Beistand des Himmels, den er schon neun Tage vorher durch das Organ seiner Geistlichkeit anflehen ließ, es in der denkwürdigen Nacht, die zum Feste bestimmt war, nicht regnen zu lassen.

Unter den hohen Gästen, denen zu Ehren solche Anstalten getroffen wurden, nahm die fremde Lelia den ersten Rang ein. Da sie sehr reich war, so bewies man ihr überall große Rücksichten; wo man sie durch ihren Aufwand, ihre Schönheit und die Sonderbarkeit ihres Charakters schon kannte, war sie der Gegenstand der höchsten Aufmerksamkeit des Fürsten und seiner Günstlinge.

Bei ihrem Eintritte wurde sie in einen der glänzenden Säle geführt, die als der erste Grad des Pomps zu betrachten waren, den man stufenweise zu entwickeln beabsichtigte. Die Vertrauten Bambucci's waren angewiesen, die Ankommenden hier auf geschickte Art aufzuhalten und einige Zeit zu beschäftigen. Zufällig trat der junge griechische Fürst Paolaggi zugleich mit Lelia ein.

Dieser Grieche hatte das schönste Profil, was

nur je aus der antiken Bildhauerkunst hervorgegangen seyn mochte. Er war bronzirt, wie Othello, denn es war maurisches Blut in seiner Familie, seine Augen glänzten von einem wilden Feuer, sein Wuchs war erhaben, wie die orientalische Palme. Es war etwas von der Ceder in ihm, vom arabischen Pferde, vom Beduinen und von der Gazelle. Alle Frauen waren in ihn vernarrt.

Anmuthig näherte er sich Lelia und küßte ihr die Hand, obgleich er sie zum ersten Male sah. Er war ein Mann, der seine eigenen Manieren hatte; die Frauen übersahen ihm manches Originelle, in Betracht seines heißen asiatischen Blutes.

Er sprach nur wenig zu ihr, aber mit einer so wohlklingenden Stimme und in einem so dichterischen Style, mit so durchdringenden Blicken und so begeisterter Stirn, daß Lelia fünf Minuten verwandte, ihn wie ein Wunder zu betrachten; dann dachte sie an andere Dinge.

Wie der Graf Ascanio erschien, ließen die Kammerherren Bambucci holen. Ascanio war der glücklichste der Sterblichen; die ganze Welt liebte ihn und er liebte die ganze Welt. Lelia, mit dem Geheimniß seiner Menschenliebe bekannt, sah ihn nur mit Schaudern. So wie sie ihn bemerkte, lagerte sich eine so finstere Wolke auf ihrer Stirn, daß die erschreckten Kammerherren ihre Zuflucht zum Herrn selbst nahmen, um sie zu zerstreuen.

„Und das setzt euch so in Verlegenheit?“ sagte Bambucci zu ihnen. „Begreift ihr nicht, daß der

liebenswürdigste unter den Männern der gallsüchtigsten unter den Frauen unerträglich seyn muß? Wo wäre Lelia's Verdienst, wo ihr Genie, wo ihre Größe, wenn es Ascanio gelänge, Recht zu behalten? Womit sollte sie ihre Zeit hinbringen, wenn er es dahin brächte, ihr zu beweisen, daß Alles gut in der Welt gehe? Gewisse Naturen sind glücklich in dem Gedanken, daß die Welt voll Laster und Verkehrtheit sey. Und nun eilt, Lelia von diesem Epikuräer zu befreien, der nicht begreift, daß er sie eher tödten als trösten könnte."

Die Kammerherren baten Ascanio leise, die Melancholie zu verjagen, die sich auf Paolaggi's schöner Stirn verbreitet habe. Ascanio, überzeugt, daß er nützen werde, fing an zu triumphiren. Dieser gute Mann war eine Art Wilder, und lebte gleichsam nur von den Qualen Anderer; er verbrachte sein Leben damit, ihnen zu beweisen, daß sie glücklich wären, damit er ihnen keinen Antheil bezeigen durfte, und wenn er ihnen den süßen Glauben, sie erregten Theilnahme, geraubt hatte, haßten sie ihn ärger, als wenn er sie enthauptet hätte.

Bambucci bot Lelia den Arm und führte sie in den ägyptischen Saal. Sie bewunderte die Decoration desselben, ließ sich artig über einige Details des Styles aus, und schloß mit der Erklärung, noch nichts Besseres gesehen zu haben; was Bambucci mit Freude erfüllte. In diesem Augenblicke erschien Paolaggi, der sich von Ascanio, dem glücklichen Menschen, losgemacht hatte, wieder an

Lelia's Seite. An eine Sphinx von Jaspis gelehnt, war er der bemerkenswertheste Punkt des Gemäldes, und Lelia konnte ihn nicht sehen ohne das nämliche Gefühl der Bewunderung, welches eine schöne Statue ihr eingeflößt haben würde.

Wie sie ihre Empfindungen ganz naiv Bambucci mittheilte, brüstete sich dieser wie ein Vater, dessen Sohn gelobt wird. Nicht etwa, als hätte er die mindeste Zuneigung für den Griechen gehegt; aber der junge Fürst war schön, vortheilhaft geschmückt und von großer Wirkung im ägyptischen Saale: Bambucci betrachtete ihn wie eine kostbare Möbel, die er für den Abend gemiethet habe.

XXVII.

Alles drängte nach dem maurischen Saale, und die Ceremonienmeister konnten der Unordnung nicht mehr steuern. Ein junger Herr wollte unter einem himmelblauen Domino die Zingolina erkannt haben, die berühmteste Courtisane der Welt, die vor einem Jahre auf geheimnißvolle Weise verschwunden war. Alles wollte hierüber Gewißheit haben: die, welche die Zingolina nicht kannten, setzten eine Ehre darin, das so gerühmte Mädchen zu sehen; die, welche sie schon kannten, wünschten sie wiederzusehen. Aber der blaue Domino verschwand, gleich einem geschmeidigen, unergreifbaren Phantom, mitten aus der Menge, um in einem andern Saale wieder zu erscheinen, wo er von neuem verfolgt wurde. Alles, was einen himmelblauen

Domino trug, wurde hitzig examinirt, und nachdem der rechte Flüchtling entdeckt worden war, erscholl ein Schrei der Bewegung durch den Palast. Aber er entfloh abermals, ehe man noch ermittelt hatte, ob unter diesem atlassenen Capuchon und dieser Sammetmaske wirklich die Zingolina versteckt sey, und erreichte den Garten. Die Menge stürzte nach; der Tumult wurde unermeßlich; man verbreitete sich in den Bosquets. Liebende benutzten die Verwirrung, um sich dem Auge der Eifersucht zu entziehen. Häßliche oder eifersüchtige Frauen nahmen himmelblaue Domino's, um entweder Liebhaber zu finden oder die ihrigen auf die Probe zu stellen. Es war großer Lärm, großes Lachen, große Angst.

„Laßt sie machen," sagte Bambucci zu seinen athemlosen Kammerherren, „sie amüsiren sich selbst; desto besser für euch, ruhet euch aus."

Auch Lelia durchstrich die Gärten, fühlte sich endlich ermüdet, und ließ sich auf einem einsamen dunklen Sitze nieder. In Träumereien versenkt, wurde sie von einer plötzlichen Verzweiflung ergriffen. Ganz entmuthigt ließ sie sich auf den Rasen gleiten, und gab sich einer Thränenfluth hin. Lelia war scheinbar ungleich stärker, als eine ihres Geschlechts. Nie hatte Jemand ihr inneres Geheimniß auf ihrem unbeweglichen Gesichte gelesen, nie eine Thräne des Leidens oder der Rührung über ihre farblose Wange rollen sehen. Der Schmerz der schönen Frau hatte etwas Erschrecken-

des, sie glich einer verwundeten Löwin, die sich bluten sieht und brüllend ihre Wunde beleckt.

Plötzlich legte sich eine Hand auf ihren blassen Arm, eine Hand, warm und feucht, wie die Gewitterluft des Abends. Sie schauderte, und beschämt, erzürnt, in diesem Augenblick der Schwäche überrascht worden zu seyn, sprang sie schnell auf und stand in ihrer ganzen Größe vor dem Verwegenen. Es war der blaue Domino, die Courtisane Zingolina.

Lelia schrie auf und sagte mit möglichst ernstem Tone: „Ich habe dich erkannt, du bist meine Schwester."

„Und wenn ich meine Maske abnehme, Lelia," erwiederte die Courtisane, „würdest du nicht auch schreien: Schimpf und Schande über dich?"

„Ach! ich erkenne auch deine Stimme," entgegnete Lelia, „du bist Pulcheria...."

„Ich bin deine Schwester," sagte die Courtisane und nahm die Maske ab, „die Tochter deines Vaters und deiner Mutter. Hast du nicht ein Wort der Liebe für mich?"

„O, meine immer schöne Schwester!" rief Lelia, „rette mich, rette mich vom Leben, von der Verzweiflung; bringe mir Zärtlichkeit, sage, daß du mich liebst, daß du dich unserer schönen Tage erinnerst, daß du meine Familie, mein Blut, mein einziges Gut auf der Erde bist!"

Weinend umarmten sich Beide, Pulcheria war leidenschaftlich in ihrer Freude, Lelia traurig; sie

sahen sich mit feuchten Blicken an, und gaben sich die Hände. Sie konnten nicht aufhören, sich zu erkennen, sich gegenseitig zu bewundern, sich schön zu finden, sich zu lieben.

Plötzlich erinnerte sich Lelia, daß ihre Schwester befleckt sey. Was sie jedem andern menschlichen Wesen verziehen hätte, brachte sie hier zum Erröthen. Dies war eine unwillkührliche Regung der unüberwindlichen menschlichen Eitelkeit, die man Ehre nennt.

Sie ließ die Hände fallen und stand unbeweglich, vernichtet, blaß, und mit starrem Blicke auf das dunkle Grün.

Pulcheria erschrak über diese finstere Stellung und über das bittere, eisige Lächeln, welches auf ihren Lippen schwebte. Sie vergaß die Herabwürdigung, wozu die Welt sie verdammt hatte, und fühlte Mitleiden mit Lelia.

„So bist du also!" rief sie mit Schmerz und im Tone einer Mutter, die ihr weinendes Kind tröstet. „Ich habe viele Jahre fern von meiner Schwester verlebt, und finde sie endlich gleich einem abgenutzten Kleidungsstücke am Boden liegend, wie sie ihre Seufzer mit ihren Locken erstickt, und ihren Busen mit den Nägeln zerfleischt. So warst du, als ich dich überraschte, Lelia, und jetzt bist du noch schlimmer, denn da weintest du, jetzt scheinst du todt zu seyn. Sieh, wohin du gekommen bist, Lelia! Ach Gott! was haben dir nun die glänzenden Gaben genützt, die dich so stolz

machten? Wohin hat dich der Weg geführt, den du mit so viel Hoffnung und Zutrauen einschlugst? In welchen Abgrund von Elend bist du gestürzt, du, die uns den Fuß auf den Kopf setzen wollte? Jerusalem, Jerusalem, ich sagte es wohl, daß der Stolz dich verderben würde."

„Der Stolz!" rief Lelia, die sich an der reizbarsten Stelle ihres Gemüths verwundet fühlte. „Dir steht es wohl an, davon zu reden, arme Verirrte! Welche von uns hat sich denn am weitesten in die Wüste hinein verloren, du oder ich?"

„Ich weiß nicht, Lelia," sagte Pulcheria traurig. „Ich habe viel gethan in der Welt, ich bin noch jung und hübsch, ich habe gelitten, aber ich bin noch nicht müde, ich habe noch nicht gesagt: Mein Gott, es ist genug! während du...."

„Du hast Recht," erwiederte Lelia matt, „ich habe Alles erschöpft....."

„Alles, mit Ausnahme der Freude!" sagte die Courtisane und schlug ein bacchantisches Gelächter auf, was sie auf einmal vom Kopf bis zum Fuße verwandelte.

Lelia schauderte und fuhr unwillkührlich zurück, ergriff aber dann mit Lebhaftigkeit den Arm ihrer Schwester.

„Und du hast sie also gekostet, die Freude? Und hast sie noch nicht erschöpft? Du bist noch immer Weib und lebst noch? Komm, theile mir dein Geheimniß mit, gieb mir etwas von deinem Glücke!"

„Ich habe kein Glück," antwortete Pulcheria. „Ich habe es nie gesucht. Ich habe nicht, wie du, mein Leben in Selbsttäuschung verbracht. Ich habe nicht mehr vom Leben verlangt, als es geben konnte. Mein Ehrgeiz beschränkt sich darauf, das zu genießen, was da ist. Ich habe meine Tugend daran gewendet, dies nicht zu verachten, und meine Weisheit, nichts darüber hinaus zu begehren. Anacreon hat meine Lithurgie geschrieben. Ich habe das Alterthum zum Muster genommen und zu Gottheiten die nackten Göttinnen Griechenlands. Ich ertrage die Uebel der übertriebenen Civilisation unserer Zeit. Aber ich habe, um mich gegen die Verzweiflung zu schützen, die Religion des Vergnügens. Aber Lelia, wie du mich ansiehst, wie begierig du mir zuhörst! Ich verursache dir also keinen Abscheu mehr! Ich bin also nicht mehr das dumme, niedrige Wesen, von dem du dich sonst mit Widerwillen wegwandtest?"

„Ich habe dich nie verachtet, meine Schwester. Ich beklagte dich nur und jetzt erstaune ich, dich nicht mehr beklagen zu können. Ob ich zu gestehen wage, daß ich mich darüber freue?"

„O, ihr spiritualistischen Heuchler," sagte Pulcheria, „ihr fürchtet stets die Freuden gut zu heißen, die ihr nicht theilet. Du weinst jetzt, hängst den Kopf, meine arme Schwester! Du bist gebeugt und erdrückt worden unter dem Gewichte des Schicksals, was du selbst gewählt hattest. Wer trägt die Schuld davon? Möge diese Lehre dir nützen! Erinnere

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

dich unserer Zwistigkeiten und unserer Trennung, wir haben uns gegenseitig unsern Untergang vorhergesagt."

„Ach! ich habe dir die Verachtung der Menschen vorhergesagt, ihre Vernachlässigung, ein schreckliches Alter..... ich kann noch nicht Recht haben, denn du bist, dem Himmel sey Dank, immer noch jung und hübsch. Aber hast du nicht gefühlt, daß die Schande dich mit ihrem glühenden Eisen brannte? Hörst du die gierige, müßige Menge, die dich in diesem Augenblicke sucht, um eine unverschämte Neugierde zu befriedigen, hörst du sie nicht murren, wie ein unreines böses Thier? Fühlst du nicht ihren heißen Hauch, der dich verfolgt und ansteckt? Höre, sie ruft dich, sie verlangt dich als ihre Beute; Courtisane, du gehörst ihr! O, wenn sie bis hierher dringt, sage nicht, daß du meine Schwester seyst! Wenn sie uns verwechselte! Wenn sie es wagte, ihre schmutzigen Hände an mich zu legen! Arme Pulcheria, siehe da deinen Herrn, deinen Gott, deinen Geliebten! Dieses Volk, all das Volk, was da unten lärmt und stinkt! Du hast Vergnügen in seinen Umarmungen gefunden, du siehst wohl, arme Schwester, daß du weniger bist, als der Staub an deinen Füßen!"

„Ich weiß es," sagte die Courtisane und fuhr mit der Hand über ihre eherne Stirn, als hätte sie eine Wolke verjagen wollen, „aber meine Tugend besteht darin, der Schande zu trotzen; das

ist meine Stärke, wie es die deinige ist, sie zu vermeiden, das ist meine Weisheit, sage ich dir, und sie führt mich zu meinem Zwecke, sie übersteigt alle Hindernisse, sie überlebt die immer wiederkehrende Angst, und als Preis des Kampfes habe ich das Vergnügen. Das ist mein Sonnenstrahl nach dem Gewitter, die bezauberte Insel, wohin der Sturm mich wirft, und wenn ich denn herabgewürdigt bin, bin ich doch wenigstens nicht lächerlich. Unnütz seyn, Lelia, heißt lächerlich seyn; lächerlich seyn ist schlimmer als infam seyn; zu nichts dienen in der Welt, ist verächtlicher, als die niedrigsten Dienste verrichten."

„Das ist wahr," sagte Lelia mit düsterer Miene.

„Zudem," fuhr die Courtisane fort, „bekümmert sich eine wahrhaft starke Seele nicht um die Schande. Begreifst du nicht, Lelia, daß, um sich der Macht der Meinung, vor der die sogenannten anständigen Leute so servil sind, zu unterwerfen, man nur schwach seyn darf, daß man aber stark seyn muß, um ihr zu widerstehen? Nennst du eine so leicht zu machende Berechnung des Egoismus, wobei dich noch Alles ermuntert und belohnt, eine Tugend? Was hat uns Gott hienieden auferlegt? Zu leben, nicht wahr? Was legt uns die Gesellschaft auf? Nicht zu stehlen. Die Gesellschaft ist aber so beschaffen, daß viele Individuen nur von einem Gewerbe leben können, welches sie selbst gebilligt, aber mit einem gehässigen Namen gebrandmarkt hat. Weißt du, von welchem Stahle

ein armes Geschöpf geschmiedet seyn muß, um davon zu leben; mit welchen zahllosen Beschimpfungen man es die Schwächen, welche es bemerkt, die Begierden, welche es gestillt hat, bezahlen läßt; unter welcher Last von Schmach und Ungerechtigkeit es sich gewöhnen muß, zu schlafen, zu gehen, Geliebte, Courtisane und Mutter zu seyn, drei Bestimmungen des Weibes, denen kein Weib entgeht, es möge auf eine entehrende Weise oder durch einen Heirathskontrakt dazu gelangen? O, meine Schwester! wie sehr wären öffentlich und ungerechterweise entehrte Geschöpfe berechtigt, die Menge zu verachten, die sie mit ihrem Fluche belastet, nachdem sie sie mit ihrer Liebe befleckt hatte! Es giebt einen Himmel und eine Hölle; der Himmel wird denen seyn, die am meisten gelitten haben, und doch noch von ihrem Schmerzenslager Freudenthränen und Danksagungen an Gott richten konnten; die Hölle ist für diejenigen, welche sich des schönsten Theiles des Daseyns bemächtigten und dessen Werth verkannten. Die Buhlerin Zingolina wird, mitten unter den Schrecken der Entehrung, ihren Glauben bekannt haben und der Wollust treu geblieben seyn; die ascetische Lelia wird, am Ende eines strengen und geachteten Lebens, Gott jeden Augenblick geleugnet und ihre Augen und ihr Gemüth gegen die Wohlthaten des Lebens verschlossen haben."

„Ach! du beschuldigst mich, Pulcheria, und weißt nicht, ob es von mir abgehangen hat, einen

Lebensplan zu wählen und zu befolgen. Kennst du mein Schicksal, seit wir uns trennten?"

„Ich weiß, was die Welt über dich sagte," erwiederte die Courtisane, „und habe nur gesehen, daß deine Existenz für eine Frau räthselhaft war. Ich wußte, daß du unter einer Hülle von Geheimniß und poetischer Ziererei lebtest, und lächelte vor Mitleiden, bei dem Gedanken an die heuchlerische Tugend, welche aus fremder Schwäche und Furcht Nahrung für ihre Eitelkeit zieht."

„Demüthige mich immerhin," sagte Lelia, „ich habe so wenig Vertrauen zu mir selbst, daß ich nichts zu meiner Rechtfertigung zu sagen weiß; aber willst du die Erzählung meines sittlichen, dürren und blassen, und doch so langen und bittern Lebens hören? Du wirst mir dann sagen, ob es gegen solche verjährte Leiden, gegen solche tiefe Entmuthigung ein Mittel geben kann."

„Ich höre," antwortete Pulcheria und stützte ihren runden weißen Arm auf den Fuß einer Nymphe von Marmor, die sich lächelnd und manierirt in dunkles Gebüsch verbarg. „Rede, Schwester, erzähle mir das Elend deiner Bestimmung, und laß mich dir sagen, daß ich es schon vorher weiß; schon, wenn du blaß und schmächtig wie eine Sylphide, auf meinen Arm gestützt, dich in unsern Gehölzen mit mir ergingst, nur auf den Flug der Vögel, auf die Nüancen der Blumen, auf das wechselnde Ansehen der Wolken achtetest, aber fühllos bliebst gegen die Blicke der jungen Jäger, die vor-

beigingen und uns mit den Augen verfolgten; schon damals wußte ich, Lelia, daß deine Jugend in eitlen Träumen und in Verachtung der einzigen Vortheile des Lebens verstreichen würde. Erinnerst du dich noch der endlosen Spaziergänge in unsern väterlichen Gefilden und der langen Träumereien Abends, wo wir uns auf das vergoldete Terrassengeländer stützten, du die weißen Sterne auf der Spitze der Hügel betrachtetest, ich aber die staubigen Reiter, die den Fußsteig herunterkamen?"

„Ich erinnere mich alles dessen," erwiederte Lelia. „Du verfolgtest mit aufmerksamem Auge alle Reisende, die bereits in dem Nebel der untergehenden Sonne verschwanden. Kaum konntest du ihre Kleidung und ihre Stellung unterscheiden, aber du fühltest Vorliebe oder Verachtung für jeden, je nachdem er den Hügel mit Kühnheit oder mit Vorsicht herabklomm. Du verlachtest mitleidlos den klugen Reiter, der abstieg, um sein unsicheres, faules Pferd am Zügel zu führen, und belobtest von weitem den, der festen Trabes den Gefahren des steilen Abhanges Trotz bot."

„Du warst über die Theilnahme erzürnt," entgegnete Pulcheria, „die ich den Menschen zeigte; du hattest nur Gefühl für das Unerreichbare, für den Ton, für die Farbe: nie für die bestimmte, fühlbare Form. Ein entfernter Gesang machte dich weinen, aber sowie der Hirt mit seinen nackten Beinen auf der Spitze des Hügels erschien, wandtest

du dich mit Widerwillen weg, und hörtest auf, seine Stimme zu vernehmen oder Vergnügen daran zu finden. Kurz, jede Wirklichkeit verletzte deine zu lebhaften Begriffe, und zerstörte deine zu viel verlangende Hoffnung. Ist es nicht so, Lelia?"

„Es ist wahr Schwester, wir gleichen uns nicht. Weiser und glücklicher als ich lebtest du nur, um zu genießen; ehrgeiziger und vielleicht weniger gottesfürchtig als du, lebte ich nur, um zu verlangen. Erinnerst du dich noch des drückend schwülen Tages, wie wir am Ufer des Baches unter den Cedern das heimliche, dunkle Plätzchen fanden, wo das Rauschen des Wasserfalles sich mit dem traurigen Gesange der Grillen vermischte? Wir streckten uns auf dem Rasen aus, und während wir noch den Himmel durch das Laub schimmern sahen, überfiel uns ein tiefer Schlaf, aus dem wir Arm in Arm erwachten."

Pulcheria schauderte und drückte ihrer Schwester Hand.

„Ich erinnere mich dessen besser als du, und habe oft mit angenehmer Regung daran gedacht, vielleicht auch mit Scham."

„Mit Scham?" rief Lelia, und zog ihre Hand zurück.

„Du konntest das nicht wissen und auch nicht errathen," sagte Pulcheria. „Damals hätte ich nicht gewagt, dir es anzuvertrauen. Aber jetzt

kann ich es sagen. So wisse denn, in deinen unschuldigen Armen, an deinem jungfräulichen Busen, enthüllte mir Gott zum ersten Male die Macht des Lebens. Entferne dich nicht so von mir. Höre mich ohne Vorurtheil an."

„Ohne Vorurtheil!" sagte Lelia. „Ach! warum habe ich keine Vorurtheile? Es wäre doch ein Glaube; wie er auch immer seyn möchte. Rede, sage mir Alles, Schwester."

„Wohl!" fuhr Pulcheria fort, „wir schliefen ruhig in dem schönen Grün. Die Cedern hauchten ihre balsamischen Düfte aus, und der glühende Südwind küßte unsere feuchten Stirnen. Bis dahin hatte ich jeden Tag meines Lebens sorglos und lachend als eine neue Wohlthat hingenommen. Zuweilen jedoch machten ungestüm durchdringende Empfindungen mein Blut kochen. Ein unbekanntes Feuer bemächtigte sich meiner Einbildungskraft, die Natur erschien mir in glänzenderen Farben, die Jugend regte sich lebhafter und lachender in meinem Busen; wenn ich mich in solchen Augenblicken im Spiegel betrachtete, fand ich mich röther und schöner. Ich hatte Lust, in thörichter Liebe das Bild zu umarmen, welches der Spiegel mir nur zurückwarf. Dann fing ich an zu lachen, und lief schneller als sonst auf die Wiesen und in die Blumen, denn so sehr ließ ich mich nicht von einem Gefühle ergreifen, daß ein Leiden daraus entstanden wäre.

„An diesem Tage nun enthüllte mir, glücklich und ruhig wie ich war, ein unerhörter, mich höchlich befremdender aber auch höchlich berauschender Traum das Geheimniß, welches mir bis dahin undurchdringlich gewesen war, und welches ich ruhig geachtet hatte. O, meine Schwester! leugne den Einfluß des Himmels! leugne die Heiligkeit der Freude! Du hättest gesagt, wenn dir diese Extase gegeben worden wäre, ein Engel habe es auf sich genommen, dich in die Geheimnisse des menschlichen Lebens einzuweihen. Mir träumte ganz einfach, daß ein schöner Mann sich über mich beuge, meinen Mund mit seinen warmen, rothen Lippen berühre und .... und ich erwachte beklommen, zitternd und glücklicher, als ich je gewesen war. Ich sahe um mich und betrachtete dich. O Schwester, wie schön du warst! Früher hatte ich dich nie schön gefunden. Ich zog mich in jugendlicher Eitelkeit dir vor. Es schien mir, daß meine glänzenden Wangen, meine runden Schultern, mein goldnes Haar mich schöner machten als dich. Aber von diesem Augenblicke an suchte ich die Schönheit außer mir; ich liebte mich nicht mehr allein, ich mußte einen andern Gegenstand bewundern und lieben. Ich erhob mich leise und betrachtete dich mit einer sonderbaren Neugierde, mit einem fremdartigen Vergnügen. Ich berührte deine dichten schwarzen Locken, es schien, als ob sie mir die Hand drückten und mich zu dir zögen. Dein weißes feines Hemd, auf dem Busen zusammen-

gezogen, ließ deine Haut sehen, die von der Sonne mehr als gewöhnlich gebräunt war. Deine reichen Augenlieder, vom Schlummer beschwert, beschatteten deine Wangen, die damals von einem kräftigern Tone waren, als heute. O! du warst schön, Lelia! aber in einer andern Art wie ich, und das befremdete und beunruhigte mich. Deine Arme, schwächer als die meinigen, waren mit einem kaum bemerkbaren dunkeln Flaum bedeckt, den die Kunst der Toilette seitdem verbannt hat. Deine Füße, von der vollendetsten Schönheit, badeten sich im Bache, und lange blaue Adern zeichneten sich darauf. Dein Athemholen hob deine Brust mit einer Regelmäßigkeit, welche Ruhe und Kraft verkündete, und in deinen Zügen, in deiner Stellung, in deinen Formen, die ausgeführter waren als die meinigen, in dem dunkleren Teint deiner Haut, besonders aber in dem stolzen Ausdruck deines Gesichts war etwas so Männliches und Starkes, daß es mich fast hinderte, dich zu erkennen. Ich fand, daß du dem schönen schwarzlockigen Manne glichst, von dem mir eben geträumt hatte, und zitternd küßte ich deinen Arm. Da öffnetest du die Augen und dein Blick erfüllte mich mit ungekannter Scham; ich wendete mich ab, als hätte ich etwas Schlechtes begangen. Dennoch, Lelia, war kein unreiner Gedanke in meine Seele gekommen. Wie hätte das auch geschehen sollen? Ich wußte ja noch nichts. Ich erhielt so eben von der Natur den ersten Unterricht in der Liebe,

das erste Gefühl des Verlangens...... Dein Blick war spöttisch und ernst. Zwar hatte ich ihn immer so gefunden, aber nie hatte er mich so eingeschüchtert, wie dieses Mal. Erinnerst du dich nicht meiner Unruhe und meiner Röthe?"

„Ich erinnere mich sogar eines Wortes, welches ich mir nicht erklären konnte," antwortete Lelia. „Du ließest mich ins Wasser sehen und sagtest: Betrachte dich, Schwester, findest du dich nicht hübsch? — Ich erwiederte, ich sey es weniger als du. — O! du bist es weit mehr, riefst du, du gleichst einem Manne."

„Und dann zucktest du verächtlich die Schultern," sagte Pulcheria.

„Und ich errieth nicht," entgegnete Lelia, „daß sich deine Bestimmung zu erfüllen beginne, während mir nie eine zu erfüllen werden sollte."

„Fange deine Geschichte an," sagte Pulcheria, „der Lärm hat sich entfernt. Ich höre wieder Musik; man vergißt dich und verzichtet darauf, mich zu finden: wir sind nun einige Zeit frei. Rede!"

Dritter Theil.

Warum erscheinen diese Lichtgespenster vor dem schwarzen Vorhange unsrer schlaflosen Nächte? Weil hienieden jeder Traum sein Erwachen haben muß, und weil das Verlangen sich an die Erde gefesselt fühlt, gleich dem verwundeten Adler, der im Staube stirbt, mit ausgebreiteten Flügeln, und die Augen auf die Sonne geheftet.

Alfred de Musset.

I.

„Ich werde dir nicht umständliche und genaue Thatsachen erzählen, sondern die Geschichte eines unglücklichen Herzens, verirrt durch einen eitlen Reichthum an Fähigkeiten, verwelkt, ehe es gelebt hatte, verzehrt durch ewiges Hoffen, und, vielleicht durch zuviel Kraft, unkräftig geworden!"

„Und das ist es, was dich so kläglich alltäglich macht, Lelia," erwiederte die unbarmherzige Courtisane im Gefühle ihres gesunden Verstandes. „Das macht dich allen Dichtern gleich, die ich gelesen habe. Denn ich lese die Dichter, um mich mit dem Leben auszusühnen, was sie mit so falschen Farben malen, und was darin Unrecht hat, daß es zu

gut für sie ist. Ich lese sie, um zu wissen, vor welchen anmaßlichen und irrigen Ansichten man sich bewahren muß, um weise zu seyn. Ich lese sie, um das Nützliche herauszunehmen und das Unnütze zu verwerfen, d. h. um mir den Luxus des Ausdrucks anzueignen, der die Sprache unsers Jahrhunderts geworden ist, und um mich zu hüten, die Albernheiten darin einzukleiden, welche sie bekennen. Dabei hättest du auch bleiben sollen. Du hättest, meine Lelia, die Fruchtbarkeit deines Gehirns dazu dienen lassen sollen, die Dinge zu poetisiren, um sie besser zu würdigen. Du hättest genießen und nicht leugnen sollen; denn wozu dient dir sonst die Einsicht?"

„Du hast Recht, Grausame," sagte Lelia bitter. „Weiß ich nicht das Alles? Es ist meine Verkehrtheit, mein Uebel, mein Verhängniß, was du bezeichnest, und du spottest meiner, wenn ich mich bei dir beklage.

„Ich war dem Anscheine nach unter glücklichen Auspicien geboren. Meine Jugend ist reich an Eindrücken und Erinnerungen von unaussprechlicher Poesie. Es scheint mir, als hätten mich Engel in ihren Armen gewiegt und magische Erscheinungen mir die wirkliche Natur anders dargestellt, ehe sich noch meinen Augen der Sinn des Gesichts enthüllt hatte.

„Und wie die Schönheit sich in mir entwickelte, lachte mich Alles an, Menschen und Dinge. Alles um mich her wurde Liebe und Poesie, und je=

den Tag blühte die Kraft zu lieben und zu bewundern mehr in meinem Busen auf.

„Diese Kraft war so groß, so köstlich und so gut; ich fühlte sie von mir ausgehen wie einen süßen und berauschenden Wohlgeruch, den ich mit Liebe pflegte. Weit entfernt, ihr zu mißtrauen und ihren Saft zu schonen, um länger ihre Früchte zu genießen, ermunterte, entwickelte ich sie und ließ ihr auf alle Art den Lauf. Unkluge und Unglückliche, die ich war!

„Ich dünstete sie durch alle Poren aus, ich verbreitete sie wie eine unerschöpfliche Lebensquelle über alle Dinge. Der geringste Gegenstand der Achtung oder des Vergnügens flößte mir Begeisterung ein. Ein Dichter war mir ein Gott, die Erde meine Mutter, die Sterne meine Schwestern. Ich pries den Himmel auf den Knien für eine Blume, die auf meinem Fenster aufgegangen war, für den Gesang der Vögel, die ich bei meinem Erwachen hörte. So vergrößerte ich von Tag zu Tag meine Kraft, reizte meine Empfindsamkeit auf und gelangte von meinem Jungfrauenalter an zu der Fülle von Gaben, die nicht weiter kann, ohne die sterbliche Hülle zu zerbrechen.

„Wie ich in das Leben eintrat, hatte ich die Wirklichkeit noch zu lernen, aber keine neue Regung mehr zu empfinden.

„Da kam ein Mann und ich liebte ihn. Ich liebte ihn mit der nämlichen Liebe, mit welcher ich Gott und den Himmel, die Sonne und das Meer

geliebt hatte. Ich hörte nun auf, dies Alles zu lieben, und übertrug auf ihn die Begeisterung, die ich für andere Werke der Gottheit gehegt hatte.

„Ach! dieser Mann hatte nicht in denselben Ideen gelebt. Er kannte andere Vergnügungen, andere Entzückungen, und wollte sie mit mir theilen. Aber ich, mit himmlischem Manna ernährt, ich, deren Körper durch die strengen Betrachtungen des Mysticismus verarmt, deren Blut durch die Unbeweglichkeit des Studiums ermüdet war, ich fühlte nicht den Stachel der Jugend in meinem Fleische. Ich vergaß, daß ich jung war, und die Natur vergaß, mich zu wecken. Meine Träume waren zu sublim gewesen, ich konnte nicht mehr zu den plumpern Genüssen heruntersteigen. Mir unbewußt, war eine vollständige Scheidung des Geistes von dem Körper in mir vorgegangen. Ich hatte der natürlichen Bestimmung gerade entgegengelebt. Ich hätte mit dem Genuß anfangen und mit der Betrachtung aufhören sollen. Wie ich das Alter erreichte, wo das Leben eigentlich beginnt, war es zu spät: ich hatte gelebt."

„Du hast ohne allen Nutzen gearbeitet, Lelia, und ich erstaune nicht darüber. Du wolltest erhaben seyn, und warst nicht einmal groß. Sieh nun, was es ist, sich isoliren, die Freuden der Welt verachten und eine Ausnahme bilden wollen! Du fühltest dich zu edel, das Glück gleichmäßig mit einem andern Geschöpfe zu theilen; du hast es geben wollen, ohne es zu empfangen. Aber du bist

hinter diesem glänzenden Plane zurückgeblieben. Du hast großmüthig seyn wollen, und bist nur verschwenderisch gewesen. Wenn du wirklich groß gewesen wärest, so würde das Glück Anderer dich erfreut haben; du würdest in den Armen deines Geliebten ein größeres Vergnügen als das seinige genossen haben, das, ihm Alles zu geben. Ich habe dieses höchste Vergnügen oft gewünscht; ich habe oft bedauert, das Feuer meines Blutes nicht löschen, den Ungestüm meiner Begierden nicht mäßigen zu können, um einmal einen glücklichen Menschen an meinem Busen zu sehen."

„Du spöttelst mit Recht über den gigantischen Ehrgeiz der platonischen Liebe," sagte Lelia. „Vergebens sucht der Geist sich zu erheben, das Leiden wirft ihn wieder auf die Erde hinab. O! ich erinnere mich; in den heißen Nächten, die ich an der Seite eines Mannes zubrachte, habe ich die Empörung des Stolzes gegen die Eitelkeit der Entsagung kennen gelernt; ich habe empfunden, daß man einen Andern außer sich bis zu dem Punkte lieben könne, sich ihm zu unterwerfen, gleichzeitig aber auch sich selbst bis zu dem Punkte, Haß gegen den zu fühlen, der uns unterjocht."

„Und das kommt," sagte Pulcheria, indem sie ihren sarkastischen Ton milderte und Lelia's Hand ergriff, „weil die Männer roh sind. In meinem galanten und wechselvollen Leben kommen ähnliche Dinge vor. Es begegnet uns, daß wir von dem Einen mit Reichthümern überhäuft werden

und sie mit dem Andern theilen. Oft hassen wir den, der uns seine Liebe bezahlt, und bezahlen den, der niedrig genug denkt, für seine Liebe Lohn von uns zu nehmen. Die Männer sind brutal und wissen weder wo die Hingebung der Frauen anfängt, noch wo sie aufhört. Beide sich so ähnliche und so unähnliche Wesen sind so beschaffen, daß stets Haß zwischen ihnen besteht, selbst in der Liebe, die sie zu einander hegen. Das erste Gefühl, welches ihrer Vereinigung folgt, ist Widerwille oder Traurigkeit; dies ist ein höheres Gesetz, wogegen wir uns vergebens auflehnen. Die Verbindung des Mannes mit dem Weibe sollte nach dem Plane der Vorsehung nur vorübergehend seyn; Alles widersetzt sich ihrer Dauer und der Wechsel ist eine in ihrer Natur bedingte Nothwendigkeit."

„Das Grausamste," fuhr Lelia fort, „war mir, daß er den Umfang meiner Opfer verkannte. Als hätte er erröthen müssen, wenn er sich erkenntlich zeige, hielt er sich stets fern von der lästigen Vorstellung, daß meinerseits Resignation statt finde. Er that als glaubte er: ich heuchle Schamhaftigkeit. Er gab sich die Miene, als schreibe er die Seufzer, welche mir Schmerz und Ungeduld entrissen, dem Sinnenrausche zu, und lachte über meine Thränen. Seine schändliche Eigenliebe weidete sich zuweilen mit Stolz daran, und wenn er mich in seinen wilden Umarmungen zerknickt hatte, schlief er sorglos an meiner Seite ein, während ich meine Seufzer unterdrückte, um ihn

nicht zu wecken. O über das Elend und die Herabwürdigung des Weibes! Die menschliche Gesellschaft hätte sich wenigstens bemühen sollen, sie zu mildern und zu versüßen.

„Dennoch liebte ich ihn leidenschaftlich, diesen Herrn meiner eigenen Wahl, den ich wie ein nothwendiges Uebel angenommen hatte. Je mehr er mich seine Herrschaft fühlen ließ, je werther wurde er mir und je mehr Stolz setzte ich darin, meine Kette zu tragen.

„Die Ursache, warum ich ihn so lange liebte (lange genug, um mein Gemüth ganz aufzureiben), lag ohne Zweifel in der fieberhaften Aufregung meines Gemüths, die durch den Mangel der körperlichen Befriedigung erzeugt wurde. Ich empfand bei ihm eine fremdartige, rasende Begierde, die, da sie ihren Ursprung in meiner höheren geistigen Kraft hatte, durch keine fleischliche Vermischung zu stillen war. Ich fühlte meinen Busen von einem Feuer verzehrt, was seine Küsse nicht löschen konnten. Ich drückte ihn mit übermenschlicher Gewalt an mich und fiel erschöpft neben ihm nieder, entmuthigt, kein Mittel zu erblicken, ihm meine Begeisterung auszusprechen. So hätte ich sterben sollen. Aber der Egoist wollte nie einwilligen, mich in seinen Armen zu ersticken, wenn gleich hierin die ganze Hoffnung lag, die ich von der Wollust hegte. Ich hoffte die schmachtende Wonne der Liebe kennen zu lernen, indem ich im Arme des Todes entschlummerte.

„Wenn ihn die gesättigte Liebe eingeschläfert hatte, blieb ich unbeweglich und bestürzt an seiner Seite. Stunden lang konnte ich ihn schlafen sehen. Er schien mir so schön, dieser Mann! Es lag so viel Kraft und Größe auf seiner ruhigen Stirn! Mein Herz schlug heftig, siedend stieg das Blut mir ins Gesicht, meine Glieder zitterten. Ich empfand die Unruhe und die süße Verwirrung der physischen Liebe. Ich fühlte mich lebhaft hingerissen, ihn zu wecken, ihn in meine Arme zu schließen und die Liebkosungen zurückzurufen, die ich noch nicht zu benutzen gewußt hatte. Aber ich widerstand diesen lügnerischen Aufforderungen, die mir mein Leiden eingab, denn ich wußte wohl, daß er es doch nicht beruhigen konnte: der Himmel allein hätte es gekonnt, wenn er gewürdigt hätte, mir die krankhafte Kraft meines Gemüths zu nehmen. Alsdann bekämpfte ich den Dämon der Hoffnung, der mit mir wach geblieben war. Ich floh das Lager der Wollust, das Heiligthum der Liebe, welches der Sarg meiner Täuschungen und meiner Kraft geworden war. Ich betrat den kalten Marmor meiner Gemächer, ich badete mein glühendes Gesicht in der Nachtluft, warf mich auf die Knie und bat Gott, mich umzuschaffen. Wenn man mir versprochen hätte, das verarmte Blut in meinen Adern zu erneuern, so würde ich mich, wie Eson, haben erdolchen und in Stücke schneiden lassen.

„Eines Tages war ich des Liebens so müde, daß

ich ganz damit aufhörte. Wie ich sahe, mit welcher Leichtigkeit sich dieses unselige Band zerreißen ließ, erstaunte ich, so lange an seine ewige Dauer geglaubt zu haben.

„Ich wollte mich nun ohne Rückhalt der Unheilbarkeit des Zustandes der Erschöpfung hingeben, der nicht ohne Süßigkeit war. Ich zog mich in die Einsamkeit zurück. Ein weites, verlassenes, durch die Stürme der Revolution halb zertrümmertes Kloster, welches zu einem meiner Güter gehörte, bot sich mir zur Zuflucht dar. Ich nahm eine Zelle in dem weniger zerstörten Theile des Gebäudes. Es war die, welche sonst der Prior bewohnt hatte. Ich gefiel mir darin, das Zimmer mit den ernsten Insignien des katholischen Glaubens zu schmücken, mit einem Lager in Gestalt eines Sarges, mit einer Sanduhr, einem Menschenschädel und den Bildern der Heiligen und Märtyrer, die ihre blutigen Hände gegen den Himmel erhoben. Diesen traurigen Gegenständen, die mich erinnerten, daß ich hinfort den menschlichen Leidenschaften erstorben sey, fügte ich die lachendern Attribute eines poetischen Lebens hinzu: Bücher, musikalische Instrumente und Vasen mit Blumen gefüllt.

„Die Landschaft war ohne alle Schönheit. Ich liebte sie wegen ihrer traurigen Einförmigkeit, wegen der Stille ihrer weiten Ebenen. Ich hatte gehofft, mich hier von jedem lebendigen Gefühle, von jeder überspannten Bewunderung frei zu ma-

chen und in dieser absoluten Einsamkeit, in dieser Entfernung von dem Geräusche der Welt, die Vergessenheit des Vergangenen, die Sorglosigkeit wegen der Zukunft zu finden. Ich wollte mich als todt betrachten und mich in diesen Ruinen begraben, um daselbst zu Eis zu erstarren, und dann in die Welt zurückkehren in einem Zustande vollkommener Unverwundbarkeit.

„Ich beschloß, mit dem Stoicismus des Körpers anzufangen, damit ich desto sicherer zu dem des Geistes übergehen könne. An Luxus gewöhnt, wollte ich mich durchaus fühllos gegen die Härten des Klosterlebens machen. Ich schickte alle Bedienung zurück, und wollte meine Nahrung und das sonst unerläßlich Nothwendige nur aus den Händen einer mir unsichtbar bleibenden Person empfangen, welche sich jeden Morgen durch die verlassenen Gallerien des Klosters bis zu einem Schiebefenster schlich, welches in der äußern Thür meiner Wohnung angebracht war, und sich dann wieder entfernte, ohne die mindeste Berührung mit mir zu haben.

„Dieses entsagende und pünktliche Leben erzeugte eine große Ruhe in mir und härtete meinen Körper ab. Aber meine Geisteskräfte, die ebenfalls erstarkten, erhoben sich nach und nach und verlangten ungestüm Beschäftigung. Die Dichtkunst zog wieder bei mir ein, aber sie wählte betrügerisch andere Farben, schmeichelte sich unter andern Gestalten ein und verschönerte Dinge, die ich bis da=

hin glanz= und werthlos geglaubt hatte. Durch die Poesie gelangte ich zum Skepticismus, durch die Begeisterung zum Zweifel. Zwischen Glauben und Atheismus getheilt, verlor ich meine Ruhe wieder und verfiel in heftige Bewegung, die ich nur allmählig dämpfen konnte.

„Wie der Frühling kam, warfen mich sein Reichthum und seine Wohlgerüche, die aufregenden Einwirkungen einer wärmeren Sonne und der reinen Luft, und die unerklärliche Sympathie, die sich des Menschen bemeistert, wenn die Erde gleichsam aus allen Poren Leben und Liebe zu spenden scheint, in neue Angst. Ich fühlte alle Stacheln der Unruhe, eitle und ohnmächtige Wünsche. Es schien mir, daß ich wieder Weib würde, daß ich wieder lieben und fühlen könne. Eine zweite Jugend, viel kräftiger und fieberhafter als die erste, pochte mit Gewalt in meinem Busen. Ich war zugleich erschreckt und erfreut über das, was in mir vorging, und überließ mich der entzückenden Unruhe, ohne zu wissen, wie das Erwachen seyn werde.

„Aber bald behielten Furcht und Ueberlegung die Oberhand. Ich erinnerte mich meiner unglücklichen Erfahrungen. Die vergangenen Uebel machten mich unfähig, Zutrauen in die Zukunft zu setzen.

„Die Abtei war sehr zerstört. Als ich eines Tages unter den Ruinen umherirrte, entdeckte ich den Eingang einer Gruft, der durch darüber gestürzte Trümmer versteckt geblieben und den wahnsinnigen Verwüstungen entgangen war. Indem ich

mir einen Weg durch den Schutt bahnte, gelangte ich an eine enge und finstere Treppe, die zu einer kleinen unterirdischen Kapelle von ausgesuchter Arbeit führte, welche vollkommen erhalten war.

„Das Gewölbe war so fest, daß es einer ungeheuren Last von Trümmern widerstanden hatte. Die Feuchtigkeit hatte die Gemälde verschont, und auf einem Betschemel von geschnitztem Eichenholz bemerkte ich irgend ein priesterliches Kleidungsstück, als wäre es daselbst vergessen worden. Ich trat näher, und bückte mich, um es zu betrachten, entdeckte aber eine menschliche Gestalt in knieender Stellung, deren Kopf, auf ihre gefalteten Hände niedergebeugt, durch eine schwarze Kapuze verborgen wurde, und die in tiefe Andacht versunken schien. Ich fuhr in abergläubigem Schrecken zurück, und verhielt mich ganz ruhig, denn die eindringende Luft, der ich den Eingang verschafft hatte, bewegte das bestäubte Kleid, und es schien, als wolle der Mann aufstehen.

„Wäre es möglich, daß ein Mönch die Ermordung seiner Brüder überlebt, und mit seinem Schmerze dreißig Jahre in diesen unterirdischen Gewölben verbracht hätte, deren Tiefe und Ausgänge mir nicht bekannt waren? Einen Augenblick glaubte ich es, blieb aus Ehrfurcht und um seine Betrachtung nicht zu unterbrechen, unbeweglich und überlegte, was ich ihm sagen oder ob ich mich schweigend wieder entfernen solle. Indeß hatten sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt und ich konnte

unterscheiden, wie die schlaffen Falten des Gewandes matt auf den hagern eckigen Gliedern lagen. Nun begriff ich das Geheimniß und streckte ehrerbietig die Hand nach der heiligen Reliquie aus. Kaum hatte ich die Kaputze berührt, als sie in Staub zerfiel, und ich den fleischlosen Schädel eines menschlichen Gerippes vor mir sah. Im ersten Augenblicke war etwas Schreckhaftes in der Erscheinung dieses Mönchskopfes, auf dem der Wind noch einzelne dünne Büschel grauer Haare bewegte, und dessen Bart sich in die entfleischten Finger der unter dem Kinne gefalteten Hände verflocht. Es giebt mit Salpeter geschwängerte Gewölbe, welche die Eigenschaft haben, die Leichen auszudörren und Jahrhunderte lang zu erhalten. Diese traurigen Reste des Menschen behalten einen gewissen Charakter von Größe, und bei aufmerksamer Betrachtung scheint uns ihr Erwachen nicht unmöglich.

„Die Ueberbleibsel vor meinen Augen hatten etwas noch Erhabeneres wegen ihrer Stellung. Dieser Mönch, ohne Krampf und Verzerrung in ruhigem Gebet verschieden, schien mir mit einer Glorie umgeben. Was war in seinen letzten Augenblicken um ihn her vorgegangen? War er zu irgend einer Buße verdammt gewesen, und hier, vertrauend und hingegeben, in dem Herrn entschlafen, während seine unbarmherzigen Brüder über seinem Kopfe die Todtenhymne sangen? Diese Vermuthung verschwand, als ich mich versichert

hatte, daß kein Theil des Gewölbes vermauert sey, und daß dieser dem Cultus geheiligte Ort überhaupt nicht den Anschein eines Gefängnisses habe. Es war also das Gewitter der Revolution, was ihn in seinem Asyl überrascht hatte. Vielleicht stieg er hinunter, wie er das wilde Geschrei des Volks hörte, entweder um die Entheiligungen nicht mit ansehen zu dürfen, oder um den Todesstreich auf den Stufen des Altars zu empfangen. Aber es war keine Spur einer Wunde zu bemerken. Ich beschränkte mich endlich darauf, anzunehmen, daß der Einsturz der obern Theile des Gebäudes ihm plötzlich den Rückzug abgeschnitten habe, und er der Todesstrafe der Vestalinnen verfallen gewesen sey. Er war ohne Qual, vielleicht mit Freuden, gestorben und hatte, hingeworfen vor Christus und für seine Henker bittend, seinen Geist aufgegeben.

„Diese Reliquie, dieses Gewölbe, dieses Crucifix wurden mir heilig, und oft kühlte sich hier mein heißes Blut ab. Ich umhüllte die Ueberreste des Priesters mit einer neuen Kleidung. Jeden Tag kniete ich an seiner Seite und sprach oft laut zu ihm, als zu einem Elends- und Leidensgefährten. Ich faßte eine Art von Liebe zu dem Leichnam, ich beichtete ihm, ich entdeckte ihm meine Beängstigungen, und bat ihn, der Vermittler zwischen dem Himmel und mir zu seyn.

„Der zweite Winter brachte mir weniger Ruhe als der erste. Die geduldige Hingebung, womit ich in Einsamkeit und Entbehrungen gelebt hatte, ver-

ließ mich. Ich fühlte mich kräftiger, aber auch reizbarer. Die Härten, die ich mir mit Freuden auferlegt hatte, wurden mir bitter; ich fand nicht mehr den wollüstigen Stolz darin, der mich anfänglich belebt hatte. Mein Charakter änderte sich, meine Hingebung artete in Unempfindlichkeit aus, die Thätigkeit der Gedanken wurde zur Regellosigkeit; die abstraktesten und verwirrtesten Ideen drängten sich mir auf. Vergebens suchte ich mich auf mich selbst zurückzuziehen und der Gegenwart zu leben; ich weiß nicht, welches eitle Phantom der Zukunft in meine Träume herüberschwebte.

„Das Ende eines heißen Sommers brachte auch das Ende meines Gelübdes. Ich sah diesen Zeitpunkt mit einer Mischung von Furcht und Verlangen herannahen.

„Aber, fragte ich mich, was werde ich denn im menschlichen Leben finden, dessen Nichts ich bereits ergründete? Welche Vergnügungen, deren Leere ich nicht entdeckt hätte, welchen Glauben, der nicht vor meiner ernsten Prüfung verschwände? Soll ich von den Menschen die Ruhe fordern, die ich in der Einsamkeit nicht finden konnte?

„In solcher Unentschlossenheit ließ ich die Tage verstreichen, ohne etwas über meine Zukunft zu bestimmen. So sah ich wieder den Frühling kommen.

„Ein furchtbares Gewitter trieb mich eines Tages in meine Zelle, den einzigen Platz im Kloster, der Schutz gewähren konnte. Es wurde schnell

Nacht. Der Regen fiel in Strömen, der Sturm heulte in den langen Gängen, und es blitzte von allen Seiten. Ich saß ruhig unter meinen Büchern und beobachtete von Zeit zu Zeit den schrecklichen Kampf der großen Bäume gegen den Sturm und die Verwüstungen des Hagels unter den jungen Knospen der wilden Holundersträucher.

„Das, rief ich, ist das Bild meines Schicksals; nur in meiner Zelle ist Ruhe, draußen Sturm und Zerstörung. Wenn ich mich nicht an dich anschließe, mein Gott, so wird das Verhängniß mich fortführen, wie der Wind diese Blätter fortführt und diese jungen Bäume zerbricht. O, nimm mich wieder auf, mein Gott! nimm meine Liebe wieder, meine Unterwerfung und meine Eide. Gieb nicht zu, daß mein Geist sich verirre und zwischen Hoffnung und Mißtrauen schwanke; führe mich durch einen ewigen, unwiderruflichen Bruch zwischen mir und der Welt, durch einen unauflöslichen Bund mit der Einsamkeit zu großen und erhabenen Gedanken zurück.

„Ich kniete vor dem Bilde des Gekreuzigten, und von einer heftigen Bewegung hingerissen, schrieb ich einen Eid an die Mauer, den ich mit lauter Stimme ablas:

„Ein Wesen voll Jugend und Leben weiht
„sich hier dem Gebete und der Betrachtung
„durch einen heiligen und fürchterlichen Eid.
„Es schwört bei dem Himmel, bei dem Tode
„und bei seinem Gewissen, nie die Abtei***

„zu verlassen, sondern den Rest seiner Tage
„daselbst zu verleben.“

„Nach dieser heftigen und sonderbaren Entschließung fühlte ich mich sehr ruhig und schlief ein, obgleich das Gewitter noch immer im Zunehmen war. Gegen Tagesanbruch weckte mich ein furchtbares Geprassel. Ich sprang auf und eilte ans Fenster. Eine der obern Gallerien, die noch gestern auf ihren schlanken Pfeilern stand, hatte der Wuth des Orkans weichen müssen und war eingestürzt. Andere Theile des Gebäudes krachten schon unter den sich stets erneuernden Windstößen, und in weniger als einer Viertelstunde brachen auch sie zusammen. Die Zerstörung schien nach einem höheren Willen fortzuschreiten und gelangte bis zu mir; das Dach, welches mich schützte, fing an zu verschwinden, die bemoosten Ziegel flogen zersplittert umher, und die Einfassung des Zimmerwerks schien zu schwanken und bei jedem neuen Windstoß die Mauern zurückzudrängen.

„Ohne Zweifel bemächtigte sich die Furcht meiner, denn ich ließ mich von abergläubischen und kindischen Ideen beherrschen. Ich bildete mir ein, daß Gott meine Einsiedelei niederstürze, um mich daraus zu verjagen, daß er mein verwegenes Gelübde verwerfe und mich zwinge, wieder in die Welt zurückzukehren. Ich stürzte nach der Thür, weniger um zu fliehen, als um einem höheren Willen zu gehorchen. In dem Augenblicke aber, wo ich hinausschreiten wollte, stieg eine Idee in mir auf,

die meiner krankhaften Aufregung und meiner romanhaften Stimmung mehr zusagte; ich stellte mir vor, daß Gott, um meine Verweisung abzukürzen und meinen muthigen Entschluß zu belohnen, mir den Tod sende, einen Tod, würdig der Helden und der Weisen. Hatte ich nicht geschworen, in dieser Abtei zu sterben? Hatte ich das Recht, sie zu fliehen, weil der Tod sich ihr näherte? Und welchen edleren Tod konnte es geben, als mich unter diesen Ruinen zu begraben, die gleichsam beauftragt waren, mich vor mir selbst zu retten und mich, geläutert durch Reue und Gebet, Gott zurückzugeben? Ich grüße dich, erhabener Gast, rief ich; da dich der Himmel sendet, so sey willkommen, ich erwarte dich an der Schwelle dieser Zelle, die mein Grab seyn soll.

„Ich warf mich, in Extase versunken, auf den Fußboden nieder, meines Schicksals harrend.

„Auch selbst die letzten Ueberreste der Abtei sollten an diesem schrecklichen Morgen nicht stehen bleiben. Noch vor Sonnenaufgang wurde die Bedachung meines Zimmers fortgeführt, eine Wand stürzte ein, und ich verlor die Besinnung.

„Ein Priester, der bei dem Gewitter in diesen wüsten Flächen verirrt war, kam in dem Augenblicke an den Klostermauern vorbei, als sie einstürzten. Er entfernte sich entsetzt, glaubte aber bald eine menschliche Stimme unter dem Toben des Sturmes zu unterscheiden. Er wagte sich in die neuen Ruinen, welche die alten bedeckten, und

fand mich ohnmächtig unter den Trümmern, die mich eben begraben wollten. Das Mitleiden und der Eifer, den der Glaube selbst denen giebt, die der Menschlichkeit ermangeln, gaben ihm grausam die Kräfte, mich zu retten; er brachte mich auf seinem Pferde über die Ebenen, durch Wälder und Thäler. Dieser Priester war Magnus. Durch ihn wurde ich dem Tode entrissen und dem Schmerz wiedergegeben.

„Seit meiner Rückkehr in die Welt bin ich elender als vorher. Anfänglich schien es mir zwar, als rede Gott durch tausend Stimmen der Natur zu meinem Herzen, und als sey es noch Zeit, das Leben mit einem mir ähnlichen Wesen zu theilen. Ach, ich vergaß, daß ich eine unglückliche Ausnahme sey und es kein solches Wesen gebe. Völlig im Klaren über die für mich unerreichbaren Resultate der natürlichen Liebe, hoffte ich mich dadurch zu retten, und nur der Hälfte ihrer Macht zu unterliegen, wenn ich die Hirngespinnste des Platonismus verwirklichte; da ich aber wohl wußte, daß ich schwerlich ein dem meinigen gleiches Gemüth finden würde, so umgab ich mich mit einem Gewebe von List und Spitzfindigkeiten, in welches bis jetzt noch kein menschlicher Blick dringen konnte.

„Selbstsüchtig genoß ich mein Glück insgeheim und allein; ich verweigerte dem Gegenstande meiner seltsamen Liebe die Theilnahme an den Süßigkeiten und dem Vergnügen, die meine Ansichten

mir gewährten. Er wußte nicht, mit welcher Zuneigung ich ihn liebte. Er hielt sich für meinen Freund und tröstete sich, nichts weiter zu seyn, indem er mich der Leidenschaft für einen Mann unfähig hielt. Aber ich, geizig auf mein Glück, versprach mir, es mit Lust zu genießen, nur Gott zum Vertrauten zu haben, mich der ganzen Heftigkeit der inneren Leidenschaft hinzugeben und ihre Flamme sorgfältig zu bewahren unter dem unschuldigen Aeußern einer ruhigen und heiligen Freundschaft.

„Wirklich beglückte es mich anfangs, denjenigen glücklich und ruhig zu sehen, den ich mit einem Worte hätte berauschen und verwirren können. Wenn er gelassen an meiner Seite saß, meine Hand in der seinigen hielt und vom Himmel und den Engeln redete, ließ ich auf seiner reinen Stirn und seiner ruhigen Brust einen langen durchdringenden Blick ruhen. Ich sagte mir, daß, wenn ich nur einen Feuerfunken aus meinem Auge auf ihn würfe, nur seine Hand ein klein wenig lebhafter drücke, ich ihn im Augenblicke entzünden könne. Es war mir süß, diese weibliche Versuchung zu fühlen und ihr zu widerstehen. Ich liebte den wollüstigen Schmerz, der aus diesem geheimen Kampfe für mich hervorging.

„Zuweilen war ich nahe daran, mir mein Geheimniß entschlüpfen zu lassen, ich fühlte, wie das Blut mir ins Gesicht stieg, und lehnte meinen Kopf an seine Schulter, um von diesen verborgenen aber

heftigen Bewegungen auszuruhen. Es beunruhigte ihn dann, mich so zu sehen, und er entwand sich erschreckt meinen Armen.

„O, Lelia!“ rief er, „was bist du denn? Bist du von Feuer oder von Eis? Muß man dich zurückstoßen oder dir Gewalt anthun? Wenn du immer von der moralischen Kraft und der triumphirenden Vernunft redest, wie kommt es denn, daß bei dir die Kraft unterliegt und die Vernunft sich verirrt? Aber ach! schon versteinerst du mich wieder durch diesen bittern, kalten Blick, der meine Worte verdammt oder verlacht, der alle meine Gefühle unterdrückt und meine Begierden verscheucht. Warum hingst du erst eben an mir mit einem feurigen Blicke, mit halbgeöffneten Lippen, mit einer aufregenden, grausamen Hingebung? Verachtest du mich denn so sehr, daß du mit mir spielen willst, wie mit einem Kinde? Vergißt du, daß ich ein Mann bin? Bist du so wenig Weib, daß du die Verwirrung und den Schmerz nicht begreifst, die du verursachest?“

„Wenn ich ihn nahe daran sah, die Wahrheit zu ergründen, verschloß ich mich in mein System und verschleierte mich in die Freundschaft, um ihn über meine Geringschätzung zu trösten. Ich berauschte ihn boshafterweise mit süßen keuschen Liebkosungen. Ich spielte mit ihm, wie der Geier mit seiner Beute. In jeder Beziehung stand er unter meiner Herrschaft.

„Er zweifelte und hoffte lange, weil er lebhaft

wünschte. Wie er sich von meiner Unverwundbarkeit überzeugte, erkaltete er und liebte mich nun so, wie ich vorgab, geliebt seyn zu wollen, wie ich aber in der That es nicht seyn wollte. Schmerz und Zorn erhoben sich in mir. Die Eifersucht schlug ihre eisernen Nägel in mein Gehirn. Ich war eifersüchtiger auf meinen Freund, als ich es sonst auf meinen Geliebten gewesen war. Sonst würde ich erröthet seyn, daß eine physische Untreue mich erst beunruhigen konnte; jetzt hielt ich mich berechtigt, über eine geistige Untreue zu weinen.

„Aber ich konnte meinen Schmerz nicht ausdrücken, ohne mein Geheimniß zu verrathen. Ich hatte gelernt, mich zu besiegen; nachdem ich mich hundert Mal selbst hintergangen hatte, war es mir leicht, Andere zu täuschen. Ich ergab mich darein, zu lieben, ohne Gegenliebe zu finden, und schöpfte aus den Leiden einer solchen eingekerkerten Liebe Augenblicke einer reineren Begeisterung und einer süßeren Entsagung, als da ich der Gegenstand einer heißen aber brutalen Liebe war, die meine Natur anwiderte.

„Aber vergebens kämpft der Mensch gegen die Gesetze des Himmels; indem er seinen stolzen Nacken dem Joche verweigert, dem seine Brüder sich unterwerfen, verfällt er einer gefährlichen Freiheit. Den durch Gottes Willen vorgezeichneten Weg verlassend, verirrt er sich und ist verloren.

„Diese Verachtung der natürlichen Pflichten, dieses brennende Verlangen nach einer unmöglichen

Existenz erzeugte eine Art innerlicher Verderbtheit in mir. An keinen Mann gebunden, ließ ich meiner Einbildungskraft freien Lauf, und diese bemächtigte sich jedes Gegenstandes, auf den sie traf. Da diese unsichtbare Ausschweifung nicht auf die Strenge meiner Sitten einwirken konnte, so überließ ich mich ihr ohne Rückhalt. Der Morgen fand mich demjenigen ungetreu, den ich gestern geliebt hatte. Bald genügte eine einzelne Liebe meinem nimmersatten Gemüthe nicht mehr, ich umarmte mehrere Phantome zugleich. Je mehr ich mich solchen phantastischen Liebeleien hingab, je häufiger, vorübergehender und leerer wurden sie. Kein äußeres Zeichen hat sie je verrathen. Aber ich bekenne mit Scham, daß mein Gemüth durch eine so leichtfertige Verwendung höherer Gaben sehr mitgenommen worden ist.

„Und so lebe ich jetzt: ich gehöre stets der letzten Laune meines kranken Gehirns. Aber diese Launen, früher so häufig und heftig, sind jetzt selten und lau geworden. Die Langeweile tödtet mich, Pulcheria. Ich habe Alles erschöpft, Alles kennen gelernt. Zwar scheint es mir zuweilen, als gäbe es noch achtungswürdige Wesen und interessante Dinge, aber ehe ich noch dahin gelange, sie zu prüfen, verzichte ich auch schon darauf aus Entmuthigung und Ermüdung. Es ist ein großes Unglück, durch nichts gefesselt worden zu seyn und nichts mehr wünschen zu können."

Vierter Theil.

II.

Pulcheria blieb lange in nachdenkender Stellung. Endlich nahm sie ihre Schwester bei der Hand und sagte:

„Ich glaube, nur Eins kann dich retten: die Rückkehr zur Einsamkeit und zu Gott. Du siehst, ich habe dir aufmerksam zugehört.“

„Es ist nicht mehr Zeit, Pulcheria. Mein Glaube ist schwankend, mein Herz erschöpft. Zur himmlischen Liebe gehört mehr Jugend und Reinheit, als zu irgend einer andern edlen Leidenschaft. Ich habe nicht mehr die Kraft, mein Gemüth zu einem immerwährenden Gefühle der Anbetung und der Erkenntlichkeit zu erheben. Ich denke oft nur an Gott, um ihn meiner Leiden zu beschuldigen und ihm seine Härte vorzuwerfen. Wenn ich ihn ja segne, so ist es, wenn ich an einem Kirchhofe vorbeikomme und an die Kürze des menschlichen Lebens denke.“

„Du hast zu schnell gelebt,“ antwortete Pulcheria. „Du mußt nothwendig eine Aenderung

treffen, entweder in die Einsamkeit zurückkehren oder das Vergnügen suchen. Wähle."

„Ich komme aus der Einsamkeit. Ich habe versucht, meine früheren Entzückungen und den Reiz meiner frommen Träumereien wiederzufinden. Aber ich habe, wie allenthalben, nichts als Langeweile gefunden."

„Du solltest an irgend ein gesellschaftliches Verhältniß gebunden seyn, was dich gegen dich selbst und gegen deine eigenen Gedanken schützte. Du solltest einem fremden Willen unterworfen seyn, dann könnte durch gezwungene Arbeit die unaufhörliche nagende Geschäftigkeit deiner Einbildungskraft zerstreut werden. Werde Nonne."

„Dazu gehört ein jungfräuliches Gemüth, ich habe aber nichts Keusches als den Körper. Ich würde eine ehebrecherische Braut Christi seyn, und dann vergißt du auch, daß ich keine Andächtige bin. Ich glaube nicht, wie die Frauen hier, an die wiedergebärende Tugend des Rosenkranzes und an die unbedingte Macht des Scapuliers. Ihre Frömmigkeit ist etwas, was sie erfrischt, beruhigt und einschläfert. Ich habe eine zu hohe Meinung von Gott und der ihm schuldigen Verehrung, um ihm maschinenartig dienen und in geordneten, auswendig gelernten Worten zu ihm beten zu können. Meine zu leidenschaftliche Religion würde Ketzerei seyn, und wenn man mir meine Ueberspannung nähme, würde mir nichts übrig bleiben."

„Nun wohl!“ sagte Pulcheria, „wenn du denn nicht Nonne werden kannst, so werde Buhlerin.“

„Mit was denn?“ rief Lelia verwirrt; „ich habe keine Sinne.“

„Das wird kommen,“ erwiederte Pulcheria lächelnd. „Der Körper ist nicht so rebellisch als der Geist. Bestimmt, sich der materiellen Wohlthaten zu erfreuen, ist er auch durch materielle Mittel zu beherrschen. Geh, arme Träumerin, versöhne dich mit diesem demüthigen Theile deines Seyns. Verachte nicht länger deine Schönheit, die alle Männer anbeten und die wieder blühen kann wie vorher. Erröthe nicht, von dem Körper die Freuden zu fordern, welche der Geist dir versagte. Du weißt, woher dein Uebel rührt: daher, daß du zwei Gewalten trennen wolltest, die eng verbunden sind....“

„Aber, Schwester,“ rief Lelia, „hast du nicht dasselbe gethan?“

„Keineswegs. Ich habe nur der einen den Vorzug gegeben, ohne die andere auszuschließen. Glaubst du, daß das Herz den Wünschen der Sinne fremd bleibe? Der Geliebte, den man umarmt, ist er nicht ein Bruder, ein Kind des Himmels, der mit einer Schwester die Wohlthaten des Himmels theilt? Ich erstaune, Lelia, daß du, der eine so reiche Poesie zu Gebote steht, nicht hundert Mittel gefunden hast, das materielle Leben von einer höheren Seite zu betrachten. Ich glaube, nur die Geringschätzung hält dich zurück und du

würdest, wenn du diese ungerechte und thörichte Ansicht abschwörtest, eben so leben wie ich. Wer weiß? mit deiner größern Energie würdest du vielleicht feurigere Leidenschaften einflößen als ich. Komm, laß uns in jene dunklen Alleen gehen, wo ich schwach das Gold der Kleider schimmern und die weißen Federn der Barette schwanken sehe. Wie viel junge hübsche Männer, voll Liebe und Kraft, irren unter diesen Bäumen umher und suchen das Vergnügen! Komm, Lelia, wir wollen sie aufreizen, uns zu verfolgen, wir wollen schnell bei ihnen vorbeigehen, sie mit unsern Kleidern berühren und dann entschlüpfen. Komm, ich werde deine zitternden Schritte lenken, ich kenne alle diese Männer. Ich will die liebenswürdigsten und elegantesten um dich her versammeln. Du kannst nach Gefallen die Stolze und Grausame spielen. Aber du wirst ihre Vorschläge hören, du wirst ihren warmen Athem an deinem Nacken fühlen, und vielleicht noch heute Abend eine schwache Neugierde spüren, das Leben ganz kennen zu lernen."

„Ach, Pulcheria! habe ich es nicht schon schrecklich kennen gelernt? Erinnerst du dich nicht mehr, was ich dir erzählt habe?"

„Du liebtest diesen Mann nur mit der Seele, und konntest nicht daran denken, ein wirkliches Vergnügen bei ihm zu finden. Das ist ganz einfach. Wenn eine Kraft allein zur höchsten Entwickelung gelangt, so erstickt und lähmt sie die andern. Aber hier ist das ganz verschieden..............."

Die Courtisane zog Lelia mit fort und sagte mit leiser Stimme:

„Wir müssen dich umkleiden, denn ohne Zweifel wirst du der Menge nicht den großen Namen Lelia preisgeben wollen, obgleich, um dir die Wahrheit zu sagen, die Enthaltsamkeit, in welcher du lebst, die Männer keineswegs, wie meine Galanterien, anzieht, sondern ihnen vielmehr ein Greuel ist, sie wenigstens ganz kalt läßt. Frauen, wie du, haben kein Interesse für sie. Nimm also einen Domino, der dem meinigen gleich ist, und so kannst du, unter Begünstigung gewisser Aehnlichkeiten, die zwischen uns statt finden, besonders der Stimme, von der kläglichen majestätischen Rolle, die du gewählt hast, herabsteigen. Komm! ....“

Die Menge, die sich unter dem Säulengange zusammendrängte, um die Blitze zu bewundern, die den Himmel zerrissen, trennte die beiden Schwestern in dem Augenblicke, wo sie in ihren blauen Dominos aus der Garderobe kamen. Lelia wurde von einem Strome von Masken fortgerissen, unter welchem sich so viele dem ihrigen gleiche Anzüge befanden, daß sie nicht hoffen durfte, Pulcherien zu erkennen; ängstlich, erschrocken, der Rolle, die sie spielen wollte, schon überdrüssig, vertiefte sie sich in die Gärten, entschlossen, der Laune des Zufalls das Weitere zu überlassen.

Sie drang diesmal, ohne es zu wissen, in eine Parthie des Boskets, die der kluge Fürst Bambucci seinen Auserwählten vorbehalten hatte.

Dies war ein Labyrinth von dichten Gebüschen, der Zugang wurde von mehreren der erfahrensten Diener des Fürsten besetzt. Sie kannten alle Intriguen des Hofes, und von Stunde zu Stunde kamen Boten aus dem Innern des Palastes, die ihnen andere Verhaltungsbefehle brachten und ihnen neue Eingeweihte nannten, welche in das Heiligthum eingelassen werden durften. Lästige Eifersüchtige, mißtrauische Beschützer, hatten ein für allemal keinen Zutritt; nur Damen durften es betreten, ohne sich zu demaskiren.

Dies war eine Freistätte, ein Zufluchtsort für Freunde, denen draußen Hindernisse im Wege standen. Hier war man sicher. Die schön erleuchteten Alleen und Laubsäle waren voll von Gästen. Aber die Vertrauten kannten die Fußsteige und Pforten, durch welche man in den Pavillon der Aphrodite gelangte, dessen weite Terrassen sich am Ufer des Meeres hindehnten.

Kaum hatte Lelia einige Schritte in dieses Asyl gethan, als eine Stimme neben ihr murmelte: „Ha, Zingolina, die schöne Zingolina!"

Augenblicklich war sie von einer Gruppe eleganter Herrn umringt.

„Wie, Zingolina, du willst uns nicht erkennen? Vergißt man so seine treuen Freunde? Komm, nimm meinen Arm, schöne Einsiedlerin, und laß uns wieder die alten Götter verehren."

„Nein, nein," rief ein anderer und suchte sich ihres Armes zu bemächtigen. „Höre nicht auf den

falschen Piemonteser, komm mit mir, einem ächten Neapolitaner und einem der ersten, die dich in die süßen Geheimnisse der Liebe einweihten. Erinnerst du dich dessen nicht mehr, du Turteltaube mit deinen wollüstigen Seufzern, du Schlange mit deinen engen Umarmungen?"

Ein großer Spanier nahm mit Gewalt Lelia's Arm.

„Ich bin es, den die gute Zingolina gewählt hat," rief er; „sie ist gleich mir von edler andalusischer Race, und nichts in Welt würde sie bestimmen, einen Landsmann und Fidalgo auszuschlagen."

„Zingolina gehört allen Ländern an," sprach ein Deutscher, „sie hat es mir in ihrem Boudoir in Wien gesagt."

„Tedesco!" schrie ein Sicilianer, „wenn Zingolina uns den Schimpf anthut, dich uns vorzuziehen, so siehst du hier einen Dolch, der uns rächen soll."

„Laßt uns losen," rief ein junger Page, „Zingolina kann unsere Namen in meinem Hute mischen."

„Mein Name," erwiederte der Fidalgo und zog den Degen, „steht auf meiner Klinge."

Des Fürsten Leute schlugen sich ins Mittel, und Lelia entfloh.

Aber sie blieb nicht lange allein. Ein russischer Fürst sagte ihr an der Ecke einer Allee:

„Zingolina, was suchst du hier? Und warum bist du allein? Willst du mich eine Stunde lieben? Ich gebe dir diese Diamantenkette, ein Geschenk des Czars.“

Lelia machte ein Zeichen der Verachtung. Ein langer Franzose bemerkte es.

„Welche Plumpheit!“ rief er. „Wie roh und grob diese Fremden sind! Seit wann redet man so mit Damen? Wofür mag dich der Flegel ansehen, Zingolina? Höre mich an.“

Er bot ihr sein Palais, seine Leute, seine Weine und seine Pferde.

„Ihr müßt selbst eine sehr geringe Meinung von dem Vergnügen haben, welches ihr gewähren könnt,“ sagte Lelia, „wenn ihr solche Reizmittel für die Begehrlichkeit hinzufügt. Eure Umarmungen müssen scheußlich seyn, wenn ihr sie so theuer bezahlen wollt! Wo wäre hier Liebe? Wo wäre hier nur sinnliche Begierde? Ich sehe nichts als Brutalität und Verderbtheit. Die einzigen Köder, durch welche ihr etwas fangen könnt, sind Eitelkeit und Gewinnsucht. Ist das Vergnügen denn todt, erstickt unter der Civilisation? Hat die Liebe die Erde verlassen und ihren Flug nach andern Welten genommen?“

Hier warf sie ihre Kapuze zurück, die Menge zerstreute sich beim Anblicke ihrer stolzen, ernsten Züge, und Pulcheriens kühne Anbeter verbeugten sich ehrfurchtsvoll vor Lelia.

„Du verzichtest schon auf deine Unternehmung?“

sagte Pulcheria, indem sie sie beim Arme nahm. „Nein, nein, Lelia, noch nicht, es ist noch nicht Alles verloren, deine Stunde ist noch nicht gekommen."

„Sie wird auch nicht kommen," erwiederte Lelia. „Alles mißfällt mir und bringt mich auf. Mitten unter diesen Männern bleibt mein Blut ganz ruhig. Ihr Athem ist kalt, ihre Umarmung verletzend und der Duft ihrer Kleider widert mich an. Ich habe kein anderes Verlangen, als mich zu setzen, sie vorbeigehen zu sehen und zu verachten."

„Komm mit mir, Lelia! Höre einen jungen Mann reden, den ich eben traf und den ich vergebens anzulocken suche. Vielleicht hat das Mitleiden mehr Wirksamkeit bei dir, als alles Andere."

Lelia folgte ihrer Schwester in eine künstliche Grotte, die in der Tiefe durch eine kleine Lampe nur schwach erhellt wurde.

„Bleibe hier," sagte Pulcheria, und zog sie in einen finstern Winkel, „betrachte diesen schönen Jüngling mit braunem Haar. Kennst du ihn?"

„Ob ich ihn kenne!" rief Lelia, „es ist Stenio. Aber was macht er hier in diesem Theile des Gartens und in dieser Grotte, die, wenn ich mich nicht täusche, einen der unterirdischen Eingänge zu dem famösen Pavillon bildet. Er, Stenio, der Dichter, der Mystiker, der Verliebte!"

„Höre ihn nur," erwiederte Pulcheria, „so

wirst du dich überzeugen, daß er närrisch vor Liebe ist, und daß man ihn beklagen muß."

Pulcheria verließ Lelia in ihrem Versteck, näherte sich Stenio auf den Zehen und versuchte, ihn zu umarmen.

„Lassen Sie mich, Madame," sagte der junge Mann stolz, „ich gebrauche Ihre Liebkosungen nicht. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich nicht Sie suchte, als ich, getäuscht durch Ihre Stimme, Ihnen in den Garten folgte, und seit ich Ihnen die Maske abnahm, weiß ich auch, daß Sie nichts als eine Buhlerin sind. Gehen Sie, Madame, Ihnen kann ich nicht angehören. Ich bin arm, und verlange überhaupt die Vergnügungen nicht, die man bezahlen muß. Es giebt auf der Welt nur ein Weib für mich: das ist Lelia. Ist sie hier? kennen Sie sie?"

„Ich kenne Lelia," entgegnete Pulcheria, „denn sie ist meine Schwester. Wenn Sie mir in diese dunklen Gewölbe folgen wollen, so will ich Sie an einen Ort führen, wo Sie sie sehen können."

„O! Sie lügen," rief der junge Mann, „Lelia ist nicht Ihre Schwester und Sie können sie mir nicht zeigen. Leichtgläubig wie ein Kind, und voll Hoffnung bin ich Ihnen bis hierher gefolgt. Aber Sie haben mich betrogen, und kommen abermals allein zurück."

„Kind! ich kann dich zu ihr führen, wenn ich will. Aber wisse: Lelia liebt dich nicht und wird deine Liebe nie belohnen. Glaube mir, suche an=

derswo die Freuden, die du bei ihr zu finden hofftest, und kannst du dieses Hirngespinnst nicht aus deinem Gemüthe verjagen, so berausche dich wenigstens im Vorbeigehen in den Quellen des Vergnügens; morgen wirst du erwachen, um deinem Phantome wieder nachzulaufen. Aber wenigstens wird sich, während dieses tollen keuchenden Laufes, dein Leben nicht ganz und gar in Erwartungen und Träumen aufreiben. Du wirst süße Ruhestunden unter den Palmen mit den Töchtern der Menschen verbringen, und wirst dem Dämon mit feurigen Flügeln, der dich ruft, erfrischt und getröstet durch unsere Opfer und unsere Liebkosungen folgen. Komm, lege dein Haupt an meinen Busen, junger Narr; du wirst sehen, daß ich dich nicht behalten und auf lange Zeit einschläfern will. Ich will dich blos auf deinem mühsamen Wege unterstützen, den du dann um so muthiger verfolgen wirst."

„Laß mich," rief Stenio, „ich verachte und hasse dich: du bist nicht Lelia, du bist nicht ihre Schwester, selbst nicht ihr Schatten. Ich mag deine Vergnügungen nicht, ich habe sie nicht nöthig: von Lelia allein will ich das Glück empfangen. Wenn sie mich verstößt, werde ich allein leben und rein sterben. Ich will meine von reiner Liebe entzündete Brust nicht am Busen einer Buhlerin beflecken."

„So komm denn, Lelia," sagte Pulcheria und zog ihre Schwester zu Stenio hin; „belohne eine der Ritterzeiten würdige Treue."

Beim Anblick Lelia's schrie Stenio auf vor Ueberraschung und Freude. Ganz überwältigt mußte er sich setzen, seine schönen Züge erblaßten, und sein Haupt neigte sich unwillkührlich auf den Busen der Buhlerin."

Lelia redete leise mit ihrer Schwester, und diese verschwand, ohne daß Stenio es bemerkte.

Lelia ergriff des jungen Dichters Hand, und führte ihn unter die dunkeln kalten Gewölbe, die in Zwischenräumen von an der Decke hängenden Lampen erleuchtet wurden. Stenio zitterte und glaubte zu träumen. Er war zu verstört, um sich zu fragen, wohin ihn wohl Lelia führe. Er fühlte seine Hand in der ihrigen, und fürchtete zu erwachen.

Wie sie das Ende der unterirdischen Gallerie erreicht hatten, nahm Lelia die Maske wieder vor und zog eine seidene Klingelschnur. Eine Thür öffnete sich wie durch Zauberei. Sie erstiegen die Stufen, die zum Pavillon der Aphrodite führten.

In einem schmalen Gange, den sie durchschritten, glaubte Stenio ein weibliches Wesen wie Lelia oder Pulcheria bei sich vorbeischlüpfen zu sehen. Dies beunruhigte ihn nicht, denn Lelia hielt noch immer seine Hand, und er trat nun mit ihr in ein reizendes Boudoir. Hier nahm sie ihre Maske ab, warf sie in ein anstoßendes Kabinet, und setzte sich dann zu Stenio auf einem seidenen, mit Gold gestickten Divan. Von außen wurde ein Riegel vorgeschoben.

„Stenio! Du bist mir ungehorsam gewesen,“ sagte Lelia. „Ich hatte dir verboten, mich vor Ablauf eines Monats aufzusuchen, und schon kommst du mir nachgelaufen.“

„Hast du mich nur hierher geführt, um mich auszuschelten?“ sagte er. „Muß ich dich, nach einer Abwesenheit, die mir so lang schien, auf mich erzürnt finden? Ist es nicht ein Jahr, seit ich dich verließ? Wie kannst du verlangen, daß ich die Tage zählen soll, die sich, fern von dir, so träge hinschleppen?“

„Du kannst also nicht ohne mich leben, Stenio?“

„Nein, oder ich verliere den Verstand. Sieh, wie meine Wangen schon hohl werden, wie meine Lippen von der Fieberhitze verwelken, wie meine Augen von der Schlaflosigkeit gelitten haben. Wirst du nun noch sagen, daß nur meine Einbildungskraft krank sey, und siehst du nicht, daß der Geist den Körper tödten kann?“

„Ich mache dir keine Vorwürfe, Kind. Deine Blässe rührt mich und verschönert dich; dein Widerstand gegen die Verführungsversuche meiner Schwester haben mich stolz gemacht. Ich begreife, daß es schön ist, so geliebt zu werden, und ich will trachten, Stenio, mein Glück in dir zu finden. Ja, ich bin entschlossen, ich will nicht weiter suchen. Das einzige, was das Leben versüßen kann, ist eine Liebe, wie die deinige. Ich verdiene sie nicht, aber ich nehme sie mit Dank an. Sage

nicht mehr, daß Lelia gefühllos sey. Ich liebe dich, du weißt es. Ich kämpfte nur gegen dieses Gefühl, weil ich fürchtete, es nicht verstehen und nicht theilen zu können. Aber du hast mir oft gesagt, daß du die Liebe annähmest, die ich dir geben könnte, wäre sie auch schwächer, als die deinige, ich will also nicht länger widerstehen. Ich gebe mich der Macht deines Herzens hin; ja, ich fühle, daß ich dich liebe. Bist du nun zufrieden, bist du glücklich?"

„O! sehr glücklich!" rief Stenio außer sich, indem er ihr zu Füßen fiel und ihre Hände mit Thränen bedeckte. „Ist es wahr, träume ich nicht? Ist es wirklich Lelia, die so spricht? Mein Glück ist so groß, daß ich es noch nicht fassen kann."

„Glaube, Stenio, und hoffe. Vielleicht hat der Himmel Mitleiden mit dir und mir. Vielleicht verjüngt er mein Herz und macht es deiner würdig. Er wäre dir eigentlich diese Belohnung schuldig, da du so rein und so fromm bist. Rufe einen Strahl seines himmlischen Feuers auf mich herab."

„O! sprich nicht so, Lelia. Bist du nicht hundert Mal größer vor ihm als ich? Hast du nicht weit länger geliebt und gelitten als ich? O! sey glücklich und ruhe endlich in meinen Armen von einem so harten Schicksale aus. Strenge dich nicht an, mich zu lieben, quäle dein armes Herz nicht, aus Furcht, nicht genug für mich zu thun. Noch einmal, liebe mich, wie du kannst."

Lelia umschlang ihn, drückte einen langen Kuß auf seine Lippen, und zeigte ihm mit einem unaussprechlichen Lächeln den Himmel, der so eben ihre Eide empfangen hatte.

Stenio blieb trunken vor Liebe und Freude zu ihren Füßen liegen; ein langes Schweigen folgte.

„Nun, Stenio!“ sagte Lelia endlich, „was hast du mir zu sagen? Bist du schon weniger glücklich?“

„O nein, mein Engel!“ antwortete Stenio.

Aber seine Züge sprachen das Gegentheil, seine Hände zitterten, eine Wolke war über seine Stirn gezogen.

„Wollen wir eine Spazierfahrt auf der Gondel machen?“ fragte Lelia aufstehend.

„Wie! wir wollten uns schon verlassen?“ entgegnete Stenio traurig.

„Wir verlassen uns ja nicht,“ sagte sie.

„Heißt das nicht uns verlassen, wenn wir unter die Menge zurückkehren? Wir waren hier so wohl! Aber du verlangst immer Zerstreuung, Grausame! Gestehe es, die Langeweile verfolgt dich schon bei mir.“

„Du redest unwahr, Lieber,“ antwortete Lelia und setzte sich wieder.

Ihr Gesicht war so schön und strahlend, daß Stenio wieder Zutrauen bekam.

„Wohl!“ sagte er, „so umarme mich noch einmal.“

Lelia umarmte ihn wie das erste Mal. Aber

wie sie ihre Lippen von den seinigen losmachen wollte, stieß Stenio einen Seufzer aus und fiel auf den Teppich nieder.

„Mein Gott! was hast du denn?" sagte Lelia, indem sie ihn aufrichtete und seinen Kopf auf ihre Knie zog.

„Ich habe das Fieber," erwiederte er, „ich bin nicht wohl."

„Meine Liebe hat dir also nicht wohl gethan, Kind? Wie unglücklich wäre ich, wenn ich dich noch betrübte!"

„Lelia, wirst du kein Mitleiden mit mir haben?"

„Mitleiden mit dir! Was kann ich denn mehr thun? Ich habe dir alle widerspenstigen Kräfte meines Gemüths unterworfen. Ich habe alle meine phantastischen Pläne für die Zukunft abgeschworen, um mich in deine Liebe zu flüchten. Ich habe dir mein reinstes und auserlesenstes Gefühl geopfert..... Was willst du noch?"

„Was ich will? was ich will? O! du bist kalt, Lelia, kalt wie der Marmor. Aber ich bin unwohl, ich brenne, ich muß Luft haben; diese Wohlgerüche reizen mein Gehirn zu sehr: nimm die Blumen weg, sie tödten mich."

Stenio erblaßte, Lelia betrachtete ihn mit trübem Blicke.

„Du thust mir leid," sagte sie mit fast verächtlichem Tone. „Es ist nicht ein Gemüth, was du willst: es ist ein Weib, nicht wahr?"

„Es ist Beides, das eine wie das andere,“ antwortete Stenio; „denn am Ende bin ich kein Gott und meine Jugend siedet in mir. Du weißt wohl, Lelia, daß ich nicht blos ein Weib will. Aber du, die du Gott und Gemüth bist, kannst du nicht einen Tag in meinen Armen Weib seyn? Wie soll ich an deine Liebe glauben, wenn du keiner von deinen Forderungen für mich entsagen willst? O, Lelia! hörst du die Stimme der Natur nicht, fühlst du nicht, daß es unsägliche Genüsse in der Verschmelzung zweier Wesen geben müsse, die sich lieben? Liegt es nicht im Menschen, daß er Alles besitzen will, was er bewundert? Wenn dir eine schöne Blume in's Auge fällt, wünschest du da nicht, ihren Wohlgeruch einzuathmen, sie in deinem Busen zu verbergen, sie zu pflücken, damit sie dein sey? Du bist so schön, Lelia!.... Du willst aber nicht, daß ich glücklicher seyn soll, als alle Andere, die dich sehen und bewundern.“

Lelia's Stirn verfinsterte sich immer mehr.

„Stets finde ich,“ sagte sie endlich mit Verdruß, „die groben Begierden mit den erhabensten Empfindungen des Gemüths vermischt! Stets den schmutzigen Hauch des sinnlichen Menschen auf den reinsten Schöpfungen seiner Gedanken! Das ist also Alles, was du von mir willst? Und das wäre das wunderbare, göttliche Ende deiner großen poetischen Leidenschaft?“

Stenio verbarg verzweiflungsvoll sein Gesicht in den Kissen, und zerbiß die Stickerei des Divans.

„O! du tödtest mich," schluchzte er, „du tödtest mich mit deiner Verachtung!"

Es schien ihm, als gehe Lelia hinaus, und erschreckt richtete er sich auf. Er sah sich im Finstern, und sprang auf, um sie zu suchen. Eine warme, weiche Hand ergriff die seinige.

„Komm!" sagte Lelia's besänftigte Stimme. „Ich habe Mitleid mit dir, Kind: komm an mein Herz und vergiß dein Leid."

III.

Als Stenio erwachte, verkündigten die Singvögel die Annäherung des Tages. Die frische balsamische Morgenluft bestrich die feuchte blasse Stirn des jungen Mannes. Seine erste Bewegung war, Lelia zu umarmen, aber sie hatte ihre Maske wieder vorgenommen, hielt ihn sanft zurück und machte ihm ein Zeichen des Schweigens. Stenio sprang auf, von angenehmer Erinnerung bewegt, und noch in süßer Ermattung, um an das halbgeöffnete Fenster zu treten. Das Gewitter hatte sich verzogen, die schweren Dünste, womit der Himmel vor einigen Stunden bedeckt gewesen war, hatten sich in lange schwarze Bänder zusammengerollt, und wurden allmählig vom Winde vertrieben. Das Meer brach seine sanften Wellen mit leisem Murmeln auf dem sandigen Ufer und an den marmornen Stufen der Villa. Die Myrthen und Orangenbäume spendeten, vom Morgenhauche bewegt, Wohlgerüche. Die Lichter in den zahllosen Fenstern

des Bambuccischen Palais erbleichten, und kaum irrten noch einzelne Masken unter den Säulengängen umher.

„O, welche köstliche Stunde!“ rief Stenio und sog begierig die belebende Luft ein. „Ich bin gerettet, meine Lelia, ich bin verjüngt, ich fühle mich wie neugeboren, ich fühle ein angenehmeres, volleres Leben in mir. Ich muß dir auf den Knien danken, Lelia, denn ich war im Sterben; du hast mich gerettet und mich die Freuden des Himmels kennen gelehrt.“

„Süßer Engel!“ sagte Lelia und umfing ihn mit den Armen, „du bist also jetzt glücklich?“

„Ich war der glücklichste der Menschen,“ rief er, „aber ich will es noch seyn. Nimm deine Maske ab, Lelia. Warum mir dein Gesicht verbergen? Schenke mir deinen süßen Mund wieder, der mich so berauscht hat; umarme mich jetzt gleich.“

„Nein, nein,“ sagte Lelia, „höre die Musik, die aus dem Meere hervorzukommen und sich dem Ufer zu nähern scheint.“

Wirklich hörte man die Töne eines vortrefflichen Orchesters, und bald kamen aus einer kleinen schattigen Bucht mehrere Gondeln mit Musikern und Masken hervor. Sie glitten sanft wie Schwäne auf dem ruhigen Gewässer der Bai hin, und kamen bald an den Terrassen des Pavillons vorbei.

Das Orchester schwieg, und eine Schaluppe von asiatischer Bauart segelte leicht vor der kleinen

Flotte her. Dieses Schiffchen, zierlicher und eleganter als die andern, war mit Messinginstrumenten besetzt. Die Musiker bliesen eine glänzende Fanfare, und die sonoren, durchdringenden Töne hallten an den Mauern des Pavillons wieder. Alsbald öffneten sich nach der Reihe die Fenster, und alle die glücklichen Liebenden, welche diese Nacht in die Boudoirs des Pavillons der Aphrodite geflüchtet waren, verbreiteten sich paarweise auf den Terrassen und den Balkonen. Aber vergebens waren die forschenden Blicke der auf den Gondeln eingeschifften Eifersüchtigen und Uebelwollenden. Die Verliebten hatten sich im Innern des Pavillons neu costümirt, und unter dem Schutze ihrer Masken grüßten sie fröhlich die Flotte.

Lelia wollte Stenio mit unter sie fortziehen, aber sie konnte ihn nicht dahinbringen, sich der wollüstigen Mattigkeit zu entreißen, in die er versunken war.

„Was gehen mich ihre Freude und ihre Gesänge an?" sagte er. „Kann ich Bewunderung oder Vergnügen empfinden, nachdem ich eben die Freuden des Himmels genossen habe? Laß mich wenigstens der Erinnerung genießen....."

Hier sprang er plötzlich auf und runzelte die Stirn.

„Welche Stimme singt da auf den Wellen?" rief er, unwillkührlich schaudernd.

„Eine Weiberstimme," erwiederte Lelia, „eine schöne große Stimme. Sieh, wie man sich in

den Gondeln und am Ufer drängt, um sie zu hören."

„Aber," sagte Stenio, dessen Züge sich immer mehr veränderten, wärest du nicht hier, neben mir, deine Hand in der meinigen, so würde ich die Stimme für die deinige halten, Lelia."

„Es giebt Stimmen, die sich sehr gleichen," antwortete sie. „Wurdest du nicht diese Nacht durch die meiner Schwester Pulcheria vollkommen getäuscht?"

Stenio hörte nur die Stimme auf dem Wasser, und schien von einer abergläubigen Furcht ergriffen.

„Lelia!" rief er, „diese Stimme erschreckt mich und thut mir weh: sie wird mich noch wahnsinnig machen, wenn sie fortfährt."

Wie das Orchester schwieg, begann sie von neuem, und zwar dieses Mal so nahe und deutlich, daß Stenio in höchster Unruhe aufsprang und das Fenster ganz öffnete.

„Sicher ist das alles ein Traum, Lelia. Aber das Weib, welches allein auf dem Vordertheil der Schaluppe steht und singt, bist du, Lelia, oder dein Geist."

„Du bist ein Thor," sagte Lelia achselzuckend. „Wie könnte das seyn?"

„Ja, ich bin ein Thor, aber ich sehe dich doppelt. Ich sehe und höre dich hier neben mir, und ich sehe und höre dich da unten. Ja, du bist es, es ist meine Lelia; sie nähert sich auf ihrer tanzen-

den Gondel. O Lelia, bist du todt? Ist es dein Geist, den ich sehe? Bist du eine Fee, ein Dämon, eine Sylphide? Magnus hatte mir wohl gesagt, daß eurer zwei wären...."

Stenio lehnte sich aus dem Fenster, und vergaß die maskirte Dame neben ihm, um nur die auf dem Wasser herannahende zu betrachten, die in Stimme, Stellung, Wuchs und Anzug Lelia so glich.

Wie die Schaluppe, welche sie trug, am Fuße des Pavillons anlangte, war es völlig Tag geworden. Plötzlich wandte sich Lelia gegen Stenio, zeigte ihm ihre Züge, und machte ihm ein Zeichen freundlichen Spottes. Es lag so viel Bosheit in ihrem Lächeln, verbunden mit einer gewissen grausamen Unbefangenheit, daß Stenio endlich die Wahrheit argwöhnte.

„Das ist Lelia!" schrie er. „Ja, die wie ein Traum vorüberschwebte und die sich nun mit einem Blicke des Spottes und der Verachtung entfernt! Aber die, die mich mit ihren Liebkosungen berauschte, die ich an mein Herz drückte, die ich meine Seele und mein Leben nannte, wer ist sie? Werden Sie, Madame," sagte er mit drohendem Blicke zu dem blauen Domino, „mir Ihren Namen nennen und sich demaskiren?"

„Von Herzen gern," erwiederte die Courtisane, und nahm die Maske ab. „Ich bin Pulcheria, Lelia's Schwester; ich bin Lelia selbst, da ich Stenio's Herz und Sinne eine Stunde lang besessen

habe. Komm, Undankbarer, sieh mich nicht mit so verstörtem Blicke an: küsse mich und erinnere dich des genossenen Glücks, wofür du mir auf den Knien danktest."

„Fliehe!" schrie Stenio wüthend und zog sein Stilet, „bleibe mir nicht einen Augenblick länger vor Augen, denn ich weiß nicht, wozu ich fähig seyn möchte."

Zingolina entfloh; als sie über die Terrasse, welche sich unter den Fenstern des Pavillons hinzog, schlüpfte, rief sie spottend:

„Adieu, Poet Stenio! Wir sind jetzt verlobt: wir werden uns wiedersehen."

IV.

Lelia, du hast mich grausam hintergangen! Du hast mit einer mir unbegreiflichen Kaltblütigkeit mit mir gespielt. Du hast meine Sinne mit einem verzehrenden Feuer entzündet, was du nicht löschen wolltest. Du hast meine Seele auf die Lippen gerufen und sie dann verschmäht. Ich bin deiner nicht werth, ich weiß es wohl, aber kannst du mich nicht aus Großmuth lieben? Wenn Gott dich ihm ähnlich gemacht hat, ist es nicht deshalb geschehen, damit du seinem Beispiele hier auf Erden folgen solltest? Wenn du ein Engel bist, solltest du uns dann nicht die Hand reichen, um uns den Weg zu zeigen, den wir nicht kennen?

Du hast auf die Scham gerechnet, um mich zu heilen; du hast geglaubt, wenn ich in den Ar=

men einer Buhlerin erwachte, würde mir ein plötzliches Licht aufgehen. Du hofftest in deiner unerbittlichen Weisheit, daß sich mir endlich die Augen öffnen und ich nur Verachtung für die Freuden fühlen würde, die deine Arme mir versprachen, die du aber durch die üppigen Liebkosungen deiner Schwester ersetzt hast. Deine Hoffnung ist gescheitert, Lelia! Meine Liebe ist rein und siegreich aus dieser Prüfung hervorgegangen. Meine Stirn hat keinen Eindruck von Pulcheriens Küssen behalten; sie darf nicht erröthen. Ich bin eingeschlafen, während ich deinen Namen nannte, und nur dein Bild schwebte vor mir. Trotz dir selbst, trotz deiner Verachtung, warst du ganz mein: ich habe dich besessen, ich habe dich entweihet. Meine glühenden Umarmungen, das wollüstige Zittern meines Mundes, Alles galt dir. Deine Schwester weiß es, ich hatte sie entschieden abgewiesen.

Verzeihe meinem Schmerze, o, meine Heißgeliebte! Verzeihe meinem ruchlosen Zorne. Undankbar, wie ich bin, habe ich kein Recht, dir Vorwürfe zu machen. Wenn meine Küsse nicht den Marmor deiner Lippen erwärmt haben, so lag das in meiner Unwürdigkeit, ein solches Glück zu genießen. Aber sage mir wenigstens, ich beschwöre dich auf den Knien, welche Furcht oder welcher Argwohn entfernt dich von mir? Fürchtest du, mir gehorchen zu müssen, wenn du dich mir hingiebst? Denkst du, das Glück werde einen gebieterischen Herrn aus mir machen? O, meine Lelia!

wenn du an meiner ewigen Dankbarkeit zweifelst, dann kann ich nur weinen und Gott bitten, daß er dich erweiche, denn mein Mund weigert sich, neue Eide abzulegen.

Du hast mir oft gesagt und ich hatte es auch schon ohnehin selbst errathen: daß die Menschen dein Zutrauen und deine Leichtgläubigkeit auf harte Proben gestellt hätten. Dein Herz ist von tiefen Wunden zerrissen. Es hat lange geblutet, und es wäre nicht zu verwundern, wenn deine Wunden, wie sie sich endlich schlossen, Narben zurückgelassen hätten. Aber du scheinst nicht zu wissen, daß ich dich eben wegen der Leiden deines verflossenen Lebens liebe, daß ich das unerschütterliche Gemüth in dir anbete, welches die Stürme des Lebens ertragen hat, ohne zu unterliegen. Beschuldige mich nicht der Bosheit, ich fühle, daß ich dich weniger lieben würde, wenn du stets in Ruhe und Freude gelebt hättest. Ist Jemand an meiner Liebe Schuld, so ist es Gott, denn er hat die Bewunderung und Verehrung der Kraft und des Muthes in mich gelegt; er ist es, der mir befiehlt, sich vor dir zu beugen.

Dich, Lelia, straft Gott, weil du nach seiner Macht und Majestät trachtetest. Er hatte dich gesandt, zu beglücken und zu lieben; er hatte mit Sorgsamkeit die sammtene Frische deiner Lippen bewacht, die uns lächeln sollten, den feuchten Glanz deines Auges, worin wir den Himmel erblicken sollten. Von allen diesen köstlichen Gaben, die

du gar nicht zu dem bestimmten Gebrauche verwendet hast, fordert er dir heute Rechenschaft ab. Was hast du mit deiner Schönheit gemacht? Glaubst du, daß der Schöpfer dich unter den Frauen auserwählt habe, um Alles zu verachten und zu bespötteln, um die Liebe zu verlachen, und die vertrauende, leichtgläubige Jugend zur Verzweiflung zu bringen?

Du bist stolz auf den Schlummer deiner Sinne, und sagst kühn: Ich kann den Männern trotzen. Ich fürchte ihr Händedrücken, ihre verliebten Blicke nicht. Ich kann ihre brennenden Küsse dulden, ohne daß meine Sinne sich verirrten. Ich kann ohne Unruhe ihre Qualen ansehen, ohne sie zu theilen. Aber fürchtest du nicht, daß deine Sinne einst erwachen könnten? Daß dein Herr und Meister, um den aufrührerischen Stolz seines Sklaven zu dämpfen, dir die entfesselte Begierde sende und den Marmor sich entzünden heiße? Sollte diese schreckliche Prophezeihung sich erfüllen, so würden die Schlachtopfer, die du deinem Stolze gebracht hast, gerächt werden! Du würdest das Mitleid derer anflehen, die du verachtet hattest. Dein Mund würde sich so weit beflecken, Blicke zu erbetteln, die du heute nicht bemerken willst. Welche Demüthigung! Aber du wirst nicht so tief sinken. Nein, kehre zu uns zurück. Oeffne mir deine Arme und verzweifle nicht an dir selbst. Laß mich die Gewalt meiner Liebkosungen auf deine erstarrten Sinne versuchen. Laß mich dich ver-

jüngen und beleben. Laß mich dich umschlingen und dir einen Schrei des Schmerzes auspressen. Komm zu mir, Lelia, ich werde geduldig und hingebend seyn. Ich werde ruhig warten, bis dein Blut sich erwärmt und dein Herz sich erweitert. Ich verlange nicht, daß deine Freude so schnell komme als die meinige. Ich will mich deinem Glücke weihen, und ich bin gewiß, es wird ein Augenblick kommen, wo unsere Thränen sich vermischen, unsere Seelen sich verschmelzen werden. Ich werde in dir leben. Du wirst die Trunkenheit der Jugend wiederfinden, vielleicht lebhafter und dauernder.

Die sanften Bitten, welche du hundertmal in meinen Blicken lasest, hast du bis jetzt verspottet und mich betrogen. Dennoch nehme ich meine Zuflucht zu dir. Wenn du mir fehltest, Lelia, was sollte aus mir werden?

V.

Vielleicht, Stenio, habe ich Unrecht gegen dich gehabt, aber es ist nicht das Unrecht, welches du mir vorwirfst, daran bin ich nicht Schuld. Ich habe dich nicht betrogen, ich habe nicht mit dir spielen wollen; vielleicht habe ich Anfälle von Zorn und Verachtung an deiner Seite gefühlt, aber ich war gegen die menschliche Natur aufgebracht, nicht gegen dich, du reines Kind.

Nicht um dich zu demüthigen, noch weniger um dich des Lebens zu entmuthigen, habe ich dich

in Pulcheriens Arme geworfen. Ich habe dir nicht einmal dadurch eine Lehre ertheilen wollen. Welchen Triumph hätte es mir gewähren können, meine kalte Vernunft über deine Unerfahrenheit siegen zu lassen? Du littest, du trachtetest nach der unseligen Verwirklichung deiner Zukunft; ich wollte dich befriedigen, dich von den Qualen eines langweiligen Erwartens, einer unruhigen Unwissenheit befreien. Ist es nun meine Schuld, wenn deine reiche, fruchtbare Einbildungskraft diesen Dingen mehr Werth beigelegt hat, als sie haben? Was kann ich dafür, daß dein Gemüth wie das meinige und das aller Menschen unermeßliche Begierden hegt, während die Kräfte der Sinne zum Genuß nicht ausreichen? Bin ich verantwortlich für die jämmerliche Ohnmacht der physischen Liebe, die phantastische Glut deiner Träume lindern und heilen zu können?

Ich kann dich weder hassen noch verachten, weil du zu meinen Füßen der Verirrung der Sinne unterlagst. Es hing nicht von dir ab, dein Gemüth der plumpen Hülle zu entledigen, in die Gott es gebannt hat. Und du warst zu jung, zu unwissend, um die wahren Bedürfnisse des heiligen poetischen Gemüths von den lügnerischen Begierden des Körpers zu unterscheiden. Du nahmst für ein Bedürfniß des Herzens, was nur ein Fieber des Gehirns war. Du hast das Vergnügen mit dem Glücke verwechselt. So machen wir es alle, ehe wir das Leben kennen, ehe wir wissen,

daß es dem Menschen nicht gegeben ist, das eine durch das andere zu verwirklichen.

Diese Lehre habe nicht ich dir gegeben, sondern das Schicksal. Mein mütterliches Herz war stolz auf deine Liebe, ich mußte mich der demüthigen Gefälligkeit weigern, dir jene Lehre zu ertheilen: und wenn es denn in den Armen einer Frau war, wo du deiner ersten Enttäuschung begegnen solltest, so hatte ich das Recht, dich in die Arme einer solchen zu legen, die ein Gewerbe daraus macht, zu bewilligen und zu enttäuschen.

Ich habe dich nicht erröthen machen wollen, und du hast ganz Recht, wenn du sagst, das Vergnügen habe dich nicht befleckt. Ich liebe dich und schätze dich heute wie gestern. Ich sehe nichts verändertes in dir, außer daß du gelernt und gelitten hast. Ich beklage dich, und meine Zärtlichkeit für dich vermehrt sich. Ich würde gedemüthigt und gebeugt dastehen, wenn ich, wie Pulcheria, dir zur Fackel gedient hätte, um dir in die Abgründe des Nichts zu leuchten. Eine solche Rolle widersteht meinem Stolze; aber es ist deine Schuld, du mußtest mich nicht wie eine Gottheit verehren, um dann zu verlangen, ich solle deine Sklavin seyn.

Ich habe nicht gewünscht, dich zu altern und umzuformen. Ich hatte nicht beabsichtigt, dir Verachtung gegen die Freuden der Wollust einzuflößen. Im Gegentheil hätte ich gern gesehen, daß du sie anziehender gefunden hättest und daß sie einige Tage deine Sinne berauscht und dein Gemüth

besänftigt hätten. Du wärest dann viel ruhiger zu mir zurückgekehrt und viel fähiger, den reinen Reiz einer keuschen Liebe zu würdigen. Statt dessen hast du hartnäckig darauf bestanden, mich in den Armen einer Andern zu suchen; du hast getrachtet, unkluges und strafbares Kind, mich, die dir hätte heilig seyn sollen, in Gedanken zu entweihen. Aber glücklicherweise hat Gott die Gegenstände eurer Verehrung außer eurem Bereich gestellt, damit ihr sie nicht mit Verachtung wegwerfen könnt, nachdem ihr sie berührt und betrachtet habt. So wird das Blut Christi in heiligen Gefäßen hinter den goldnen Mauern des Tabernakels aufbewahrt; könnte der Blick der Menge bis dahin dringen, so würde sie bald zweifeln und leugnen.

Du bist aufgebracht, weil ich dich täuschte, um dich zu beruhigen. Was hätte ich denn entweiht, wie ich dich den Liebkosungen einer jungen schönen Frau hingab, die sich ohne Entwürdigung, ohne Kaufpreis dir überließ? Pulcheria ist keine gemeine Buhlerin. Sie hat kein schmutziges Gemüth und ihre Leidenschaften sind nicht erheuchelt. Aber von den Verbindlichkeiten und Schwärmereien einer dauernden Liebe will sie nichts wissen. Sie opfert nur dem Vergnügen, aber sie hat es mit Poesie geschmückt; ihr Cynismus hat etwas Keusches und Muthvolles. Deine Sinne forderten das Vergnügen, was die meinigen dir versagen mußten und was du deshalb von Pulcheria empfingst. Willst du sie deshalb verachten, weil sie dich befriedigt hat? Willst du Lelia

verwünschen, weil sie etwas außer sich suchte, was du begehrtest, und sie selbst nicht besaß?

Es wird mir mit jedem Tage klarer, daß die Ansichten der Jugend über die ausschließliche Liebe, über den alleinigen Besitz, den sie verlangt, über die ewigen Rechte, die sie in Anspruch nimmt, falsch oder wenigstens unheilbringend sind. Alle Theorien sollten zugelassen seyn, denn die Kräfte und Bedürfnisse der Menge sind sich nicht gleich. Eheliche Treue würde ich nur ausnahmsweise und auserwählten Seelen überlassen, andern aber gegenseitige Freiheit bewilligen, wechselseitige Nachsicht, Abschwörung alles eifersüchtigen Egoismus; wieder andern die Ruhe der Engel, die geschwisterliche Keuschheit, eine ewige Jungfrauschaft. Denn nicht alle Gemüther sind sich gleich, und nicht alle Menschen besitzen die nämlichen Kräfte. Diese ergeben sich der Strenge des religiösen Glaubens, jene dem Schmachten der Wollust, diese den Kämpfen der Leidenschaften, jene den leeren Träumereien der Poesie. Nichts ist willkührlicher oder unbestimmter, als der Begriff von der wahren Liebe. Jede Liebe ist wahr, sie möge heftig oder ruhig seyn, sinnlich oder geistig, dauernd oder vorübergehend. Die Liebe, welche ihren Sitz im Verstande hat, kann zu eben so großen Thaten führen, als die, welche im Herzen wohnt. Die sinnliche Liebe kann durch Kampf und Opfer veredelt und geheiligt werden. Wie viele verschleierte Jungfrauen haben unbewußt dem Drange der Natur gehorcht, wenn sie Chri=

stus Füße küßten und heiße Thränen auf die marmornen Hände ihres himmlischen Bräutigams fallen ließen! Glaube mir, Stenio, diese Vergötterung des Egoismus, der nur allein besitzen und bewahren will, dieses Gesetz der moralischen Ehe in der Liebe ist eben so thöricht, eben so ohnmächtig, den Willen zu bändigen, eben so lächerlich vor Gott, als das Gesetz der gesellschaftlichen Ehe es gegenwärtig in den Augen der Menschen ist.

Du hast zwei ganz verschiedene Dinge mit einander verwechselt: die sinnliche und die geistige Liebe. Diese kann ich einflößen und theilen, aber jene ist nicht für mich geschaffen, oder vielmehr, ich bin nicht geschaffen, sie zu empfinden: denn, weit entfernt, sie verachten zu wollen, fühle ich Mitleiden mit den verarmten Naturen, die ihrer nicht fähig sind, und wovon ich ein trauriges Beispiel bin. Die Kraft, in beiden Gestalten lieben zu können, die Fähigkeit, lebhaft die geistigen und sinnlichen Freuden zu genießen, sind nicht Vielen verliehen worden, Stenio. Wenn du so reich ausgestattet bist, so ist das immer kein Grund für dich, unwillig zu werden, wenn du so leicht nicht Deinesgleichen findest. Ich erkläre demüthig, daß ich nicht dazu gehöre. Die Uebel, die mit meinem traurigen Daseyn verwebt sind, schützen mich gegen den Vorwurf des Spottes oder der Verachtung. Dennoch möchte ich, obgleich meines geistigen Uebergewichts müde, und von endloser Unruhe

gequält, nicht dem sinnlichen Uebergewicht unterliegen, und ein so sorgloses, thörichtes Leben führen, wie meine Schwester. Das geistige Leben hat auch seine Trunkenheiten, sein Entzücken, seine Wollust.

Wenn deine Drohung sich verwirklichte, Stenio, wenn das himmlische Feuer in mir erlöschte, und mich der Unordnung der Sinne preisgäbe, wenn ich die Herrschaft über mich selbst verlöre, mich zitternd und blaß vor Scham Männern in die Arme würfe, die mein Herz nicht liebte, die aber meine Sinne begehrten...... o! dann würdest du nicht lange erröthen dürfen, Lelia geliebt zu haben, denn ihr Daseyn würde bald enden. Welchen Reiz könnte das Leben noch haben, wenn uns die moralische Kraft entschlüpfte, nur die thierische Begierde uns beherrschte, die Achtung vor uns selbst aufhörte, und wir in den Abgrund der Schande stürzten!

Trachte nicht, mich zu ändern: dies steht nicht in meiner Macht, und die deinige würde an dem Versuche scheitern. Wenn ich die einzige Frau bin, die du lieben kannst, so bleibe bei mir. Ich will deine Freundin seyn. Begnüge dich mit meiner reinen Zärtlichkeit, mit meinen platonischen Umarmungen. Ich habe es versucht, dich wie eine Geliebte, wie eine Frau zu lieben...... Aber beschränkt sich denn die Rolle der Frauen darauf, sich dem Ungestüm der Liebe hinzugeben? Sind die Männer gerecht, wenn sie diejenigen von uns,

die ihre Entzückungen nicht theilen können, beschuldigen, daß ihnen die Eigenschaften ihres Geschlechts fehlten? Rechnen sie die verständige Sorgfalt der Schwestern, die erhabenen Aufopferungen der Mütter für nichts? O! wenn ich einen jüngern Bruder hätte, ich würde ihn durch das Leben geleitet, ihm Schmerz zu ersparen, ihn vor Gefahren zu schützen gesucht haben. Wenn ich Kinder gehabt hätte, würde ich sie an meinem Busen ernährt, sie auf meinen Armen, in meiner Seele getragen haben; ich hätte mich allen Uebeln des Lebens für sie unterworfen: ich fühle es, ich wäre eine muthige, leidenschaftliche, unermüdete Mutter gewesen. Sey also mein Bruder und mein Sohn, und der Gedanke an eine Ehe zwischen uns scheine dir blutschänderisch und phantastisch. Wenn deine Jugend begierig nach erlaubten Freuden ist, so werde ich dir die Gefahren zeigen, die du zu fliehen hast. Laß dich Trenmor auf diesen Wegen leiten, die zwar schwierig sind, auf denen man aber doch wandeln kann, wenn man eine starke Seele und einen edlen Geist in sich trägt. Wir sind geboren, dir mit Rath und Unterstützung zu dienen, denn wir sind älter als du. Dein Leben beginnt, und das unsrige endet. Folglich können wir deine Leidenschaften nicht theilen, aber wir können sie leiten. Lebe für dich und flüchte zu uns, wenn du leidest, damit wir die Wunden heilen, die das Leben dir schlagen dürfte.

So können wir alle drei glücklich seyn. Nimm diesen Vertrag der Liebe und der Keuschheit an. Lege mit Vertrauen deine Hände in die unsrigen. Lehne dich mit Zuversicht auf unsere Schultern, die bereit sind, dich zu unterstützen. Aber täusche dich nicht mehr: hoffe nicht wieder, mich so weit zu verjüngen, mir die Vernunft und die Unterscheidungskraft zu rauben. Zerreiße das Band nicht, was deine Stärke ausmacht; wirf die Stütze nicht um, die du anrufst. Nenne die Zuneigung, welche wir gegen einander hegen, Liebe, wenn du willst, aber es sey die Liebe der Engel, in welcher nur die Seelen in einem himmlischen Feuer brennen.

VI.

Wohl! so sey verwünscht! denn ich bin verwünscht und du bist es, deren kalter Hauch meine Jugend in ihrer Blüthe verwelkt hat. Sie haben Recht und ich verstehe Sie sehr wohl, Madame, Sie begreifen, daß ich Ihrer bedarf, aber Sie erklären, daß Sie meiner nicht bedürfen. Worüber kann ich mich beklagen? Sie wollen lieber in der Ruhe bleiben, in der Sie angeblich sind, als herabsteigen, um meine Glut, meine Qualen, meine Stürme zu theilen. Sie haben in der That viel Weisheit und Logik, und, weit entfernt, mit Ihnen zu streiten, schweige ich und bewundere Sie.

Aber ich kann dich hassen, Lelia, das ist ein

Recht, welches du mir gegeben hast und dessen ich mich bedienen will. Du hast mir genug Böses gethan, um dir eine ewige, tiefe Feindschaft zu weihen, denn ohne wirklich Unrecht gegen mich gehabt zu haben, hast du das Mittel gefunden, mir verderblich zu werden und mir das Recht zu rauben, mich beklagen zu dürfen. Deine Kälte hat dich, mir gegenüber, eine unangreifbare Stellung einnehmen lassen, während meine Jugend und Ueberspannung mich ohne Vertheidigung in deine Hände lieferten. Du hast mich nicht gewürdigt, Mitleid mit mir zu fühlen, das ist ganz einfach; warum sollte es anders seyn? Welche Sympathie konnte zwischen uns obwalten? Durch welche große Thaten, durch welche Ueberlegenheit hatte ich dich verdient? Du warst mir nichts schuldig und hast mir doch das vorübergehende Mitleid gezeigt, womit man sich nach einem Verwundeten umsieht, der im Wege liegt. War das nicht schon viel? War es nicht wenigstens genug, um deine Empfindbarkeit zu beweisen?

O ja! du bist eine gute Schwester, eine zärtliche Mutter, Lelia! Du wirfst mich mit bewundernswerther Uneigennützigkeit den Buhlerinnen in die Arme, zertrümmerst meine Hoffnung, zerstörst meine Täuschung mit einer wahrhaft majestätischen Härte; du belehrst mich, es gebe kein reines Glück, keine keuschen Vergnügungen auf der Erde, und um mir das zu beweisen, stößest du mich von deinem Busen, der mich aufzunehmen schien und mir

die Freuden des Himmels versprach, und lässest mich an einem Busen schlafen, der noch warm von den Küssen einer ganzen Stadt war. Der Himmel hat wohl gethan, Lelia, dir keine Kinder zu schenken; aber gegen mich war er ungerecht, wie er mir eine solche Mutter gab, wie du bist!

Ich danke dir, Lelia. Die Lehre ist hinlänglich, ich bedarf keiner weitern, um weise zu werden. Ich bin enttäuscht und über Alles aufgeklärt, bin nun auf einmal alt und voll Erfahrung. Im Himmel ist alle Liebe, sind alle Freuden. Gut. Aber während wir ihn erwarten, laßt uns das Leben mit seinen Nothwendigkeiten nehmen, wie es ist, laßt uns zwei Hälften aus uns machen, eine für die Religion, die Freundschaft, die Dichtkunst, die Weisheit; die andere für die Ausschweifung und die Unkeuschheit. Wir eilen dann aus dem Tempel in die Arme der Messaline. Wir parfümiren unsere Stirn und wälzen uns im Kothe. Wir trachten nach der Unbeflecktheit der Engel und begnügen uns mit der Unvernunft der Thiere. Allein, Madame, ich bin unfähig, mein Leben auf solche Weise zwischen Himmel und Hölle zu theilen; zu mittelmäßig, zu unvollkommen, um gleich vom Gebet zum Gelage, vom Lichte zur Finsterniß übergehen zu können, verzichte ich auf die reinen Freuden, auf die göttlichen Entzückungen und überlasse mich dem Drange meiner Sinne, dem Feuer meines heißen Blutes. Es lebe Zingolina und alle, die ihr gleichen! Es leben die gefälligen

Freuden, die Trunkenheit, die man nicht erst durch Studium, Nachdenken oder Gebet erringen darf! Wahrlich, es wäre Tollheit, die Gaben des Körpers verachten zu wollen. Habe ich nicht in den Armen deiner Schwester ein eben so reelles Glück genossen, als wenn ich in den deinigen gelegen hätte? Habe ich meinen Irrthum erkannt? Bin ich nur einen Augenblick zweifelhaft gewesen? Beim Himmel, nein! Nichts hat mich vom Falle zurückgehalten; kein geheimer Schauder hat mich die treulose Verwechselung ahnen lassen, die du lachend vor meinem verblendeten Auge bewirktest. Es genügte meinen entzündeten Begierden, ein weibliches Wesen zu besitzen, in meinem brutalen Entzücken konnte ich Pulcheria nicht von Lelia unterscheiden. Ich war verwirrt, ich war trunken, ich glaubte, den Gegenstand meiner Träume an das Herz zu drükken, und, weit entfernt, durch die Berührung einer Unbekannten zu erstarren, habe ich mich in Liebe gesättigt; ich habe den Himmel gesegnet, ich habe den verächtlichsten Betrug mit Entzücken, mit Seufzern hingenommen; in meinen Gedanken besaß ich Lelia, während mein Mund Pulcheria verschlang, ohne Mißtrauen, ohne Argwohn.

Bravo, Madame! es ist Ihnen gelungen, Sie haben mich überzeugt. Das Vergnügen der Sinne kann für sich allein bestehen, ohne Vergnügung des Herzens, ohne Befriedigung des Geistes. Bei Ihnen kann umgekehrt der Geist ohne Hülfe der Sinne leben. Das kommt, weil Sie ätherischer und er-

habener Natur sind. Aber ich bin nur ein elender Sterblicher, ein jämmerliches Thier. Ich kann nicht bei einer Geliebten seyn, ihre Hand berühren, ihren Athem einsaugen, ihre Küsse fühlen, ohne daß meine Brust sich hebt und meine Sinne in Verwirrung gerathen. Ich muß also diese Gefahren meiden und mich diesen Leiden entziehen. Ich muß mich auch vor der Verachtung derjenigen hüten, die ich mit unwürdiger, sie empörender Liebe verehre. Adieu, Madame, ich fliehe Sie für immer. Sie sollen nicht mehr erröthen, Gefühle eingeflößt zu haben, die mich zu Ihren Füßen verzehrten.

Aber da mein Gemüth nicht verdorben ist, widert es mich an, ein mit heiliger Liebe erfülltes Herz in die Arme der Buhlerinnen tragen zu sollen, die Sie mir zu Geliebten geben; ich kann die Erinnerung an himmlische Wollüste nicht dem Gefühle der irdischen Wollust vereinigen und werde daher meine Einbildungskraft ertödten, mein Gemüth abschwören und meine Brust den edleren Begierden verschließen. Ich will zu dem Standpunkt des Lebens hinabsteigen, den Sie mir angewiesen haben, und von Wirklichkeiten leben, wie ich bisher von Erdichtungen lebte. Ich bin jetzt ein Mann, nicht wahr? Ich kenne das Gute und das Böse. Ich kann allein gehen. Ich habe nichts mehr zu lernen. Bleiben Sie in Ihrer Ruhe, die meinige habe ich verloren.

O Schande! Schande und Schmerz! Ich hätte

geglaubt, die Küsse dieses Weibes müßten mich kalt wie Marmor finden, mein Herz müßte sich empören vor Abscheu, wenn ich ihr nur nahte, und ich bin glücklich bei ihr gewesen und habe mich groß gefühlt im Besitz dieses Körpers ohne Seele.

Ich bin es, der verächtlich ist, und du bist es, die ich hasse, du, der Stern und Leuchtthurm, der mich die Schrecken des Abgrundes kennen gelehrt hat, nicht, um mich davon zurückzuhalten, sondern um mich hineinzustürzen: du, Lelia, die du mir die Augen schließen, mir die scheußliche Erkenntniß ersparen und mir ein Vergnügen gewähren konntest, dessen ich nicht erröthen durfte, ein Glück, was ich nicht verabscheut und verwünscht hätte. Ja, ich hasse dich als meine Feindin, als meine Geißel, als das Werkzeug meines Unterganges! Du hättest wenigstens meinen Irrthum noch länger dauern und mich noch einige Tage an den Pforten der ewigen Qual aufhalten können, aber du hast es nicht gewollt! Du hast mich in das Laster hineingestoßen, ohne es der Mühe werth zu finden, mir es zu sagen, ohne über den Eingang zu schreiben: Lasset die Hoffnung vor der Pforte dieser Hölle, ihr, die ihr deren Schwelle überschreiten und ihren Schrekken trotzen wollt! — Ich habe Alles gesehen, Allem getrotzt. Ich bin so gelehrt, so weise, so unglücklich als du. Ich bedarf keines Wegweisers mehr. Ich weiß, von welchen Gütern ich Gebrauch machen kann, welchem Ehrgeize ich entsagen muß;

ich weiß, welche Hülfsmittel die Langeweile verscheuchen könnten, die dein Leben verzehrt. Ich werde mich derselben bedienen, weil ich muß. Adieu also! Du hast mich wohl unterrichtet und aufgeklärt; dir verdanke ich meine neuen Kenntnisse; verwünscht seyst du, Lelia!

Fünfter Theil.

VII.

Eines Morgens erblickte man einen Reisenden am Stadtthore. Er war zu Fuße und seine Stiefeln noch feucht vom Thau. Seine einzige Waffe war ein weißer Stab, und nach seiner ernsten Kleidung, seiner bedächtigen Stirn und seinem ruhigen Gange hätte man ihn für einen Apostel der Vorzeit halten können. Obgleich er weder Ueberschlag noch Tonsur zeigte, nahm ihn doch der erste Bürger, an den er sich wandte, für einen Priester, wegen seiner schwarzen Kleidung und seines langen Haares. Aber der gute Mann wich vor Erstaunen einen Schritt zurück, als der Fremde in ruhigem und bescheidenem Tone fragte, in welchem Stadtviertel das Palais der Signora Zingolina liege.

„Eure apostolische Herrlichkeit scherzt wohl mit ihrem ergebenen Diener," erwiederte der Bürger und unterdrückte einen Ausruf boshafter Freude. „Eure eccellenza canonica irrt sich gewiß nur im Namen... die Zingolina... die Signora Cort...."

Der Ton, in welchem der Fremde seine Frage wiederholte, war so fest, bestimmt und kalt, daß die

Umstehenden sich ansahen, um zu fragen, wer er sey, dessen Stimme und Geberden Furcht einflößten.

Man gab ihm einen Führer mit, der ihn zur Wohnung der Buhlerin brachte.

Beim Anblick seiner ungeputzten Stiefeln, seines Stockes und seines großen Reisehutes wendeten ihm die Bedienten den Rücken und würdigten seine Fragen keiner Antwort.

Er drang nun in das Innere des Palastes ein, während er mit gelassener Miene gegen alle den Stock erhob, die versuchen wollten, ihn abzuhalten. Ein kleiner Page erschien ganz bestürzt in dem Saale, wo Zingolina eben Gäste bewirthete.

Ein Abbatone, ein Abbataccio, sagte er, sey mit Gewalt ins Haus gedrungen, treffe mit seinem mit Eisen beschlagenen Stocke nicht nur die Leute der Signora, sondern auch das japanische Porzellan, die Alabaster-Statuen, den Mosaik-Fußboden, kurz, richte eine entsetzliche Verwüstung an und stoße schreckliche Verwünschungen aus.

Sogleich erhoben sich alle Gäste (einen ausgenommen, welcher schlief) um den Abbate zu verjagen. Aber Zingolina fiel, statt ihre Indignation zu theilen, vor Lachen auf den Stuhl zurück, und bedeutete ihnen dann, sich ruhig zu verhalten und sich wieder zu setzen.

„Platz, Platz für den Abbé,“ rief sie, „ich liebe die unduldsamen, zornigen Priester; sie sind die verdammlichsten. Man öffne die Flügelthüre, lasse den Signor Abbate eintreten und bringe Cyperwein.“

Der Page gehorchte, und wie die Thür geöffnet wurde, erblickte man die aus dem Fond der Gallerie herannahende feierliche und majestätische Figur Trenmors. Aber der einzige Gast, der ihn hätte erkennen und vorstellen können, schlief so fest, daß die Ausbrüche des Erstaunens, des Zornes und der Fröhlichkeit ihn nicht im Mindesten gestört hatten.

Als die lustigen Gefährten der Zingolina den angeblichen Geistlichen in der Nähe sahen, erkannten sie wohl, daß seine fremde Kleidung nicht die eines Priesters sey, aber die Courtisane bestand auf ihrem Irrthum, ging ihm entgegen und sagte, indem sie sich so schön und süß wie eine Madonna machte: „Kommen Sie, Herr Bischof, Erzbischof, Cardinal oder Papst, seyn Sie willkommen und geben Sie mir einen Kuß.“

Trenmor küßte sie, aber mit so gleichgültiger Miene und so kalten Lippen, daß sie drei Schritte zurückwich und halb zornig, halb erschrocken ausrief: „Bei dem goldnen Haar der Jungfrau, das ist eines Geistes Kuß.“

Aber sie fand bald ihre gute Laune wieder, und da sie bemerkte, daß Trenmor mit finsterm, bekümmertem Blick die Anwesenden musterte, zog sie ihn auf einen Sitz neben dem ihrigen.

„Komm, mein schöner Abbé,“ sagte sie und reichte ihm ihre silberne Trinkschale, eine Arbeit von Benvenuto und im Geschmack der wollüstigen Orgien der Griechen mit Rosen umkränzt, „erwärme deine erstarrten Lippen mit diesem Lacrymä Christi.“

Sie bekreuzte sich mit heuchlerischer Miene, wie sie den Namen des Erlösers aussprach.

„Sage mir, was dich hierher führt, oder vielmehr sage es mir nicht, laß mich's errathen. Willst du, daß man dir ein seidnes Kleid gebe und dein Haar parfümire? Du bist der hübscheste Abbé, den ich noch gesehen habe. Aber warum runzelt Eure Barmherzigkeit die Stirn, ohne mir zu antworten?“

„Ich bitte um Verzeihung, Madame,“ erwiederte Trenmor, „wenn ich Ihrer Gastfreundschaft nur schlecht entspreche. Obgleich ich wie ein Hausirer zu Fuße kam, haben Sie mich wie einen Fürsten empfangen. Ich liebe die logischen und vollkommenen Naturen, wie die Ihrige, und schätze Sie, die in alle Männer verliebte Buhlerin, so hoch, als eine in alle Heiligen verliebte Aebtissin. Aber ich habe keine Zeit, mich mit Ihnen zu beschäftigen, mein Besuch hat einen andern Zweck, Pulcheria....“

„Pulcheria!“ rief die Zingolina schaudernd. „Wo kommen Sie her, daß Sie den Namen kennen, den meine Mutter mir gab? Aus welchem Lande kommen Sie?“

„Ich komme von Lelia,“ antwortete Trenmor.

„Gesegnet sey meiner Schwester Name,“ erwiederte Pulcheria ernst und gefaßt. — „Obgleich sie mir die sterblichen Ueberreste ihres Liebhabers vermacht hat,“ setzte sie in ungezwungenem Tone hinzu....

„Was sagen Sie da,“ rief Trenmor erschrocken,

„haben Sie so viel Jugend und Kraft schon erschöpft? Haben Sie dem Kinde, welches noch nicht gelebt hatte, schon den Tod gegeben?“

„Wenn es Stenio ist, von dem Sie reden,“ erwiederte sie, „so beruhigen Sie sich, er lebt noch.“

„Er hat noch einen oder zwei Monate zu leben,“ fügte einer der Gäste hinzu, indem er einen theilnahmlosen Blick auf den Sopha warf, auf welchem Jemand schlief, dessen Gesicht in den Kissen vergraben war.

Trenmor's Augen folgten der nämlichen Richtung. Er erblickte einen Menschen von Stenio's Gestalt, aber um Vieles schwächlicher, und dessen schlanke Glieder in einer Erschlaffung lagen, die weniger von Trunkenheit als von Fieber zeugte. Sein schönes Haar fiel in entrollten Locken auf einen Hals, der glatt und weiß wie ein weiblicher war, dessen Umrisse ohne Rundung aber einen kränklichen, angegriffenen Zustand verriethen.

„Ist das Stenio?“ sagte Trenmor mit leiser, tiefer Stimme und heftete einen Blick auf die Courtisane, der sie unwillkührlich erblassen und schaudern machte. „Es wird vielleicht ein Tag kommen, Pulcheria, wo Gott Ihnen Rechenschaft abfordert über das reinste und schönste seiner Werke. Fürchten Sie nicht, daran zu denken?“

„Ist es denn meine Schuld, daß Stenio schon hingerichtet ist, während wir alle hier, die wir die nämliche Lebensweise führen, jung und kräftig sind? Glauben Sie, daß er keine andern Maitressen

hat als mich? Glauben Sie, daß er sich nie an meiner Tafel berauscht? Und Sie, Trenmor, denn ich erkenne Sie an Ihren Reden, und weiß nun, wer Sie sind, haben Sie nicht den Wahnsinn der Ausschweifung gekannt, und sind Sie nicht oft aus den Armen des Vergnügens reich an Kraft und Zukunft hervorgegangen? Und wenn übrigens ein Weib an seinem Untergange Schuld ist, so ist es Lelia, die den jungen Dichter hätte bei sich behalten sollen. Er war dazu bestimmt, gewissenhaft nur Eine Frau zu lieben, Sonnette auf sie zu machen, ein ruhiges, einsames Leben zu führen und die Stürme eines thätigern Lebens nur zu träumen. Er hätte unsere Orgien, unsere glühenden Wollüste, unsere durchschwärmten Nächte nur von weitem, nur im Geiste sehen und sie in seinen Dichtungen erzählen, nicht aber daran Theil nehmen, nicht selbst eine Rolle dabei spielen sollen. Habe ich ihm, als ich ihn zum Vergnügen einladete, gerathen, alles Andere aufzugeben? Habe ich Lelia geheißen, ihn zu verbannen und zu verlassen? Wußte ich nicht recht wohl, daß Leuten seines Schlages die Trunkenheit der Sinne nur zur Erholung dienen, nicht aber Beschäftigung werden darf?"

„Sie haben Recht, Madame," erwiederte Trenmor leise und drückte ihr mit trauriger Miene die Hand, „es ist Lelia, die den jungen Mann vernichtet hat."

„Kommen Sie hierher, um ihn abzuholen, um

ihn unsern Festen zu entführen, um ihn wieder zu einem Leben der Betrachtung und der Ruhe zu bringen?" fuhr Pulcheria fort. „Keiner von uns wird sich widersetzen. Ich, die ich ihn noch liebe, werde Ihnen dankbar seyn, wenn Sie ihn vor ihm selbst retten und ihn Lelia wiedergeben."

„Sie hat Recht," schrien alle Gäste. „Nehmen Sie ihn mit. Seine Gegenwart ist uns nur störend. Er gehört nicht zu uns, er war mitten unter uns immer allein, und während er unsere Freuden theilte, schien er sie zu verachten. Allons, Stenio, erwache, bringe deine Kleider in Ordnung und verlaß uns."

Aber Stenio, taub für ihr Geschrei, blieb unbeweglich unter der Last dieser beleidigenden Wünsche, und das Thierische seines Schlafes versetzte ihn in eine Lage, deren Beschämendes Trenmor an seiner Statt fühlte.

„Möge es den jungen Herrschaften gefallen," sagte er ernst, „den Zustand dieses Kindes nicht zu mißbrauchen, denn wenn auch seine Vernunft schläft, so wacht doch sein Freund."

Hier näherte er sich ihm, um ihn zu wecken.

„Nehmen Sie sich in Acht," rief man ihm zu, „Stenio's Erwachen ist allemal tragisch, Niemand rührt ihn ungestraft an, wenn er schläft. Dieser Tage tödtete er seinen Lieblingshund, weil er ihm auf die Knie sprang und einen Traum störte, in welchem Stenio sich gefallen hatte. Gestern, wie er sich mit den Ellbogen auf den Tisch

gestützt hatte und Emerenziana ihm einen Kuß geben wollte, warf er ihr das Glas ins Gesicht und brachte ihr eine Wunde bei, deren Narbe sich schwerlich wieder verwischen wird. Wenn seine Bedienten ihn nicht zur bestimmten Stunde wekken, jagt er sie fort, und wenn sie ihn wekken, prügelt er sie. Im Ernste, sehen Sie sich vor! Er hat sein Tischmesser noch in der Hand, er wäre im Stande, es Ihnen in die Brust zu stoßen."

O, mein Himmel! dachte Trenmor, wie hat der sich verändert! Sein Schlummer war so rein, wie der eines Kindes, und wenn ihn die Hand eines Freundes weckte, war sein erster Blick ein Lächeln, sein erstes Wort eine Segnung. Armer Stenio! welche Leiden müssen dein Gemüth verbittert haben, wie muß dein Körper zerstört seyn, daß ich dich so wiederfinde! Das ist der Schlaf eines Spielers oder eines Sträflings.

Er blieb hinter dem Sopha stehen, in tiefes Nachdenken versunken, und betrachtete Stenio, dessen kurzer Athem und convulsivische Bewegungen seine innere Unruhe verriethen. Plötzlich erwachte dieser, sprang auf und schrie mit rauher, wilder Stimme. Wie er aber die Tafel und die Gäste erblickte, die ihn mit Erstaunen und Unwillen betrachteten, setzte er sich wieder, kreuzte die Arme und blickte mit stieren Augen um sich, deren Form Wein und Schlaflosigkeit geändert und ihren Umriß gerundet hatten.

„Nun, Jacob," rief Marino spöttisch, „hast du den Geist Gottes überwältigt?"

„Ich stritt mit ihm," antwortete Stenio, dessen Züge augenblicklich, zu Trenmors höchstem Erstaunen, eine ihnen früher ganz fremd gewesene feindselige Schärfe annahmen, „aber jetzt habe ich es mit einem rauheren Gegner zu thun, mit dem Geiste Marino's."

„Der beste Geist," erwiederte Marino, „ist der, welcher einen Menschen in seiner richtigen Lage erhält. Wir sind hier zur Freude versammelt, mit dem Glase in der Hand, mit Gegenwart des Geistes, mit ausdauerndem Frohsinn, mit Gleichheit des Charakters. Die Rosen, welche die Schale der Zingolina umkränzen, sind schon dreimal erneuert worden, seit wir hier sind, und die Stirn unserer schönen Wirthin hat noch nicht eine Falte der Unzufriedenheit oder der langen Weile gezeigt, denn die gute Laune ihrer Gäste hat nicht einen Augenblick nachgelassen. Ein Einziger würde das Fest gestört haben, wenn man nicht ein- für allemal dahin übereingekommen wäre, daß Stenio, traurig oder fröhlich, krank oder gesund, schlafend oder wachend, nicht zu den Freunden des Vergnügens gezählt werde, denn sein guter Stern ist schon in seiner Geburtsstunde untergegangen."

„Was habt ihr dem Kinde vorzuwerfen?" sagte Pulcheria. „Es ist krank und elend, es hat die ganze Nacht in jenem Winkel geschlafen..."

„Die ganze Nacht?" rief Stenio gähnend, „ist es erst Morgen? Ich hoffte beim Anblick der Er-

leuchtung, daß wir den Tag begraben hätten. Aber wie! Ihr seyd erst sechs Stunden beisammen und erstaunt schon, daß ihr einander noch nicht überdrüssig seyd? In der That, das ist wunderbar, besonders wenn man die Auswahl der Herrschaften erwägt. Was mich anlangt, ich hielte acht Tage aus, vorausgesetzt, daß ich die ganze Zeit schlafen dürfte."

„Und warum schläfst du nicht anderswo?" sagte Zamarelli. „Der vortreffliche selige Fürst Bambucci, der voriges Jahr starb, mit Ruhm und Jahren beladen, und der gewiß der erste Trinker seines Jahrhunderts war, würde den Undankbaren zum ewigen Wassertrinken oder doch wenigstens zu den Galeeren verurtheilt haben, der an seiner Tafel eingeschlafen wäre. Er behauptete mit Recht, daß ein ächter Epikuräer seine Kräfte durch ein geregeltes Leben wiederherstellen müsse, und daß es eben so abgeschmackt sey, im Angesicht voller Flaschen zu schlafen, als allein und traurig in einem Alkoven zu trinken. Welche Verachtung würde der Mann für dich gehegt haben, Stenio, wenn er dich beschäftigt gesehen hätte, das Vergnügen in der Ermüdung zu suchen, Alles zur unrechten Zeit zu thun, zu wachen und Verse zu machen, wenn die Andern schlafen, vor Ermattung umzusinken bei vollen Gläsern und an der Seite schöner Mädchen mit bloßen Beinen!"

Mochte es Affektation oder Erschöpfung seyn, Stenio schien nichts von Zamarelli's Rede gehört

zu haben, nur beim letzten Worte erhob er den Kopf ein wenig und fragte:

„Wo sind sie denn?“

„Sie sind bei der Toilette, um desto schöner wieder zu erscheinen,“ erwiederte Antonio; „soll ich dir meinen Platz abtreten bei der Torquata? Sie ist auf deinen Wunsch hierher gekommen; da du aber, statt mit ihr zu reden, die ganze Nacht geschlafen hast...“

„Das kümmert mich wenig, du hast wohl daran gethan!“ sagte Stenio, fühllos gegen alle diese Sarkasmen, wie es schien. „Mich verlangt nur nach Marino's Maitresse. Laß sie kommen, Zingolina.“

„Wenn du vor Mitternacht ein solches Begehren ausgesprochen hättest,“ rief Marino, „so hätte ich dir dein Glas in den Hals hineingestoßen, aber es ist jetzt sechs Uhr und meine Maitresse ist die ganze Zeit hier gewesen. Du kannst sie jetzt nehmen, wenn sie Lust hat.“

Zingolina flüsterte Stenio ins Ohr:

„Die Prinzessin Claudia, die vor Liebe zu dir krank ist, wird in einer halben Stunde hier seyn. Sie wird ungesehen in den Pavillon gelangen. Ich habe dich gestern ihre Schönheit und Schamhaftigkeit loben hören. Ich weiß ihr Geheimniß und wünschte sie glücklich und dich als Nebenbuhler von Königen zu sehen.“

„Gute Zingolina!“ antwortete Stenio mit Wärme, verfiel aber sogleich wieder in seine Un-

empfindlichkeit: „Es ist wahr, ich habe sie schön gefunden, aber das war gestern... und dann muß man nicht besitzen, was man bewundert; man würde es nur beflecken und dann nichts mehr zu wünschen übrig haben.“

„Du kannst Claudia lieben, wie du es für gut findest,“ erwiederte Zingolina, „dich ihr zu Füßen werfen, ihre Hand küssen, sie mit den Engeln vergleichen und dich zurückziehen mit dem Herzen voll einer idealischen Liebe, wie sie vordem schon der Melancholie deiner Gedanken zusagte.“

„Nein, rede mir nicht mehr von ihr,“ rief Stenio ungeduldig, „laß ihr sagen, ich sey krank oder todt. Ich fühle, daß sie mir in meiner jetzigen Stimmung mißfallen wird, und daß ich ihr sagen möchte, sie sey sehr unbesonnen, so ihren Rang und ihre Ehre zu vergessen, um sich einem liederlichen Junggesellen hinzugeben. Page, nimm meine Börse und hole mir die Zigeunerin, die gestern Morgen unter meinem Fenster sang.“

„Sie singt sehr schön,“ antwortete der Page ehrerbietig, „aber Eure Herrlichkeit haben sie nicht gesehen...“

„Und was geht das dich an?“ rief Stenio zornig.

„Es ist nur, Excellenz, weil sie abscheulich ist,“ sagte der Page.

„Desto besser,“ erwiederte Stenio.

„Schwarz wie die Nacht,“ fuhr der Page fort.

„In diesem Falle will ich sie sogleich haben; geh, oder ich werfe dich aus dem Fenster.“

Der Page gehorchte, hatte aber kaum die Thür erreicht, als ihn Stenio zurückrief.

„Nein, ich will kein Mädchen, ich will Luft, ich will das Tageslicht haben. Warum sind wir hier im Finstern eingesperrt, wenn die Sonne am Himmel steht? Das gleicht einer Verwünschung.“

„Schläfst du noch, daß du den Kerzenschimmer nicht siehst?“ sagte Antonio.

„Man schaffe sie fort und öffne die Jalousien!“ rief Stenio, dessen Gesicht blässer wurde. „Warum will man uns der frischen Luft berauben, des Gesanges der erwachenden Vögel, des Wohlgeruchs der sich öffnenden Blumen? Welches Verbrechen haben wir begangen, daß uns am hellen Tage der Anblick des Himmels entzogen werden soll?“

„Da haben wir den Dichter wieder,“ sagte Marino achselzuckend. „Weißt du nicht, daß man, um am hellen Tage trinken zu können, wenigstens ein Deutscher oder ein Schulfuchs seyn muß? Ein Gastmahl ohne Kerzen ist wie ein Ball ohne Damen. Und übrigens muß ein Gast, der zu leben weiß, nicht an den Lauf der Stunden denken und sich nicht darum bekümmern, ob es draußen Tag oder Nacht sey, ob die Bürger schlafen gehen oder die Cardinäle aufstehen.“

„Zingolina,“ sprach Stenio in einem beleidigenden und verächtlichen Tone, „die Luft, die man hier einathmet, ist verpestet. Dieser Wein, diese

Speisen, diese Liqueure, Alles erinnert an eine flämische Schenke. Schaffe mir Luft, oder ich stoße die Leuchter um und schlage die Fenster ein.“

„Nein! du wirst hinausgehen und draußen Luft schöpfen?“ schrien die Gäste und erhoben sich voll Unwillen.

„Mein Gott, seht ihr denn nicht, daß er dessen nicht fähig ist?“ rief Zingolina und trat zu Stenio, der ohnmächtig auf das Sopha fiel.

Trenmor half ihr ihn unterstützen, die Andern setzten sich wieder.

„Es ist Schade,“ sagten sie einander, „zu sehen, wie die Zingolina, das thörichte Mädchen, für den schwindsüchtigen Dichter eingenommen ist und seine Abgeschmacktheiten so ernstlich nimmt.“

„Komm zu dir, mein Kind,“ sagte Pulcheria, „rieche an diese Essenz, lehne dich ans Fenster, fühlst du nicht, wie die Luft deine Stirn bestreicht und dein Haar bewegt?“

„Ich fühle deine Hände, die mich erhitzen und verwirren,“ antwortete Stenio, „nimm sie weg, und geh, du riechst nach Moschus, du riechst nach Buhlerei. Laß mir Rum geben, ich fühle mich gestimmt, mich zu berauschen.“

„Stenio, du bist thöricht und grausam,“ erwiederte die Zingolina mit großer Sanftmuth. „Sieh hier einen deiner besten Freunde, der schon eine Stunde bei dir ist, erkennst du ihn nicht?“

„Mein vortrefflicher Freund,“ sagte Stenio, „haben Sie die Gewogenheit, sich zu bücken, denn

Sie scheinen mir so groß, daß ich mich erheben müßte, um Sie zu sehen, und es ist nicht gewiß, ob Ihre Züge der Mühe lohnen möchten."

„Was hast du denn eigentlich verloren," sagte Trenmor, ohne sich herunter zu beugen, „das Gesicht oder das Gedächtniß?"

Stenio machte ein Zeichen des Erstaunens, wie er die Stimme erkannte, und wendete sich rasch um.

„Es ist also diesmal kein Traum? Wie kann ich aber Wirklichkeit von Täuschung unterscheiden, wenn mein Leben in Schlaf oder Ausschweifung verstreicht? Jetzt eben träumte mir, daß du hier wärest und lustige, schlüpfrige Verse sängst.... Das erstaunte mich, aber habe ich nicht auch diejenigen in Erstaunen gesetzt, die mich früher kannten? Dann schien es mir auch, als ob ich erwachte, mich zankte und du immer noch da wärst. Wenigstens glaubte ich deinen Schatten an der Wand schweben zu sehen, und wußte nicht, ob ich noch schliefe oder wachte. Jetzt sage mir, bist du wirklich Trenmor, oder bist du, wie ich, nur ein nichtiger Schatten, ein verwischter Traum, das Phantom und der Name dessen, der einst ein Mensch war?"

„Wenigstens bin ich nicht das Phantom eines Freundes," antwortete Trenmor, „und wenn ich nicht anstehe, dich zu erkennen, so verdiene ich nicht, von dir verkannt zu werden."

Stenio versuchte, ihm die Hand zu drücken und ihn traurig anzulächeln, aber seine Züge hatten ihre naive Beweglichkeit verloren und behielten, selbst

wie er seine Erkenntlichkeit ausdrücken wollte, etwas Hochmüthiges, Eingenommenes. Ueberhaupt hatte sein Blick die frühere Bescheidenheit verloren, welche die Jugend so wohl kleidet, und war völlig arrogant geworden. Aus Furcht, von dem Andenken an vergangene Tage befallen zu werden, sprang der junge Mann auf, zog Trenmor an den Tisch und forderte ihn mit einem sonderbaren Gemisch von innerer Scham und kühner Eitelkeit heraus, so viel zu trinken als er.

„Wie?“ sagte die Zingolina im Tone des Vorwurfs, „du willst dein Lebensende noch beschleunigen? Jetzt eben warst du halbtodt und nun willst du den Rest deiner Jugend und Kraft vollends durch feurige Getränke aufreiben? O, Stenio! reise ab mit Trenmor! Mache deine Genesung nicht selbst unmöglich...“

„Mit Trenmor abreisen!“ rief Stenio, „und wohin sollte ich mit ihm gehen? Können wir den nämlichen Ort bewohnen? Bin ich nicht vom Berge Horeb verbannt, wo Gott sich offenbart? Muß ich nicht vierzig Jahre in der Wüste zubringen, damit meine Neffen einst das Land Kanaan sehen?“

Stenio umklammerte sein Glas mit convulsivischer Hand. Ein dunkler Schleier schien sein Gesicht zu überschatten. Plötzlich wurde es von der fieberhaften Röthe belebt, die sich in ungleichen Schattirungen über die durch Ausschweifung entstellten Gesichter verbreitet, und die sich wesentlich

von der feinen und wohl vertheilten Färbung unterscheidet, welche die Jugend schmückt.

„Nein, nein,“ fuhr er fort, „ich werde nicht abreisen, bevor Trenmor wieder Bekanntschaft mit seinem Freunde gemacht hat. Wenn der zutrauliche, leichtgläubige junge Mann nicht mehr existirt, so soll er wenigstens den unerschrocknen Trinker, den wollüstigen Elegant sehen, der aus Stenio's Asche hervorgegangen ist. Zingolina, laß die Becher füllen. Ich trinke auf das Andenken Don Juans, meines Patrons; ich trinke auf Trenmors Jugend. Aber nein, das ist nicht genug, man fülle meine Schale mit verzehrenden Gewürzen, man schütte Pfeffer hinein, der den Durst erregt, Würznelken, die zur Liebe reizen, Ingwer, der die Eingeweide benagt, Zimmt, der den Umlauf des Blutes beschleunigt. Fort, unverschämter Page, bereite die scheußliche Mischung, damit sie mir die Zunge verbrenne und das Gehirn aufrege. Ich werde davon trinken, sollte man mir es auch mit Gewalt hinuntergießen müssen, denn ich will närrisch werden und mich jung fühlen, wäre es auch nur eine Stunde, und dann sterben. Du siehst, Trenmor, wie schön ich in der Trunkenheit bin, wie die göttliche Poesie zu mir herniedersteigt, wie das himmlische Feuer meine Gedanken entzündet, wenn das Feuer des Fiebers in meinen Adern umläuft. Allons, die dampfende Bowle steht auf dem Tische; euch allen, ihr matten Trinker, ihr blassen Schwelger, gilt meine Herausforderung!

Ihr habt euch über mich lustig gemacht, laßt sehen, wer von euch mir nun die Spitze bieten wird!"

„Wer wird uns nur noch diesen unbärtigen Prahler vom Halse schaffen!" sagte Antonio zu Zamarelli. „Ich dächte, wir hätten seine Unverschämtheiten lange genug geduldet."

„Laß ihn machen," antwortete Zamarelli, „er arbeitet selbst daran, uns bald von ihm zu befreien."

Auf Marino's Aufforderung begann Stenio einen Gesang zu improvisiren, und Alles drängte sich nun, denn die Gabe der Begeisterung konnte ihm nicht bestritten werden. Alle fühlten sich hingerissen und von ihm beherrscht, wenn er in seinem entnervten Zustande dann und wann einen Schimmer von Poesie wiederfand.

Wie sein Lied zu Ende war, veränderte er die Farbe, seine Hand zitterte und der Becher entfiel ihm, den er an den Mund setzen wollte. Er versuchte, einen triumphirenden Blick auf die Gesellschaft zu werfen, die entzückt war über die schöne Stimme, welche er seiner erschöpften Brust noch zu entlocken gewußt hatte. Aber die Anstrengung war zu groß gewesen, er stürzte bewußtlos nieder und schlug mit dem Kopfe an Pulcheriens Sessel, deren Kleid mit seinem Blute bespritzt wurde. Auf ihren Ruf um Hülfe eilten die übrigen Courtisanen herbei. Als sie erschienen, strahlend in Schmuck und Schönheit, dachte Niemand mehr an Stenio.

Pulcheria brachte ihn mit Hülfe Trenmors und eines Pagen in den Garten.

„Lassen Sie mich mit ihm allein," sagte Trenmor, „von nun an gehört er mir."

Die Zingolina, ein gutmüthiges, sorgloses Geschöpf, drückte einen Kuß auf Stenio's kalte Lippen, empfahl ihn Gott und Trenmor, seufzte tief und kehrte zu dem Bankett zurück, wo die Freude nun lebhafter und rauschender herrschte.

„Ein andermal," sagte Marino zur Zingolina, „wirst du hoffentlich diese schöne Schale nicht wieder deinem Trunkenbolde Stenio leihen. Sie ist von Cellini und wäre beinahe bei dem Falle beschädigt worden."

VIII.

Als Stenio wieder zu sich kam, bemerkte er mit Geringschätzung die ängstliche Besorgniß seines Freundes um ihn.

„Warum sind wir hier allein?" fragte er. „Warum hat man uns wie Aussätzige hinausgestoßen?"

„Du sollst nicht mehr zu den Orgien zurückkehren," erwiederte Trenmor, „deine bisherigen Gesellschafter verachten und verwerfen dich. Du hast Alles verloren, Alles verdorben, du hast Gott verlassen und das menschliche Leben bis auf den Boden erschöpft. Dir bleibt nur noch die Freundschaft, an deren Busen dir beständig ein Asyl offen steht."

„Und was wird die Freundschaft für mich thun?“ rief Stenio bitter; „ist sie nicht zuerst meiner überdrüssig geworden und hat erklärt, daß sie zu ohnmächtig sey, mich zu beglücken?“

„Du selbst hast sie von dir gestoßen; du selbst hast sie verkannt und ihre Wohlthaten geleugnet. Komm zu dir, unglückliches Kind. Lelia ruft dich; wenn du deine Irrthümer abschwörst, wird Lelia sie vergessen...“

„Laß mich,“ rief Stenio zornig, „sprich den Namen des Weibes nicht mehr vor mir aus. Es ist ihr verwünschter Einfluß, der meine vertrauende Jugend verderbt hat; es ist ihre höllische Ironie, die mir die Augen geöffnet und mir das Leben in seiner Nacktheit gezeigt hat. Rede mir nicht mehr von dieser Lelia; ich kenne sie nicht mehr, ich habe ihre Züge vergessen. Ich weiß kaum, ob ich sie früher geliebt habe. Hundert Jahre sind verflossen, seit ich sie verließ. Wenn ich sie jetzt sähe, würde ich mitleidig lächeln müssen bei dem Gedanken, daß ich hundert Frauen besessen habe, alle bei weitem schöner, jünger, naiver, feuriger als sie, und die mich mit Wollust übersättigt haben. Warum sollte ich das Knie beugen vor jenem Marmorbilde? Wenn ich auch den entzündenden Blick des Pygmalion besäße und den guten Willen der Götter, die Statue zu beleben, was sollte ich mit ihr machen? Was könnte sie mir mehr geben, als alle die andern? Es gab eine Zeit, wo ich an unendliche Freuden, an himmlische Entzückungen glaubte

und mir in ihren Armen die höchste Seligkeit dachte. Aber jetzt ist das anders. Ich kenne die menschlichen Freuden und kann deren Werth nicht mehr überschätzen. Es ist Lelia selbst, die Sorge getragen hat, mich darüber aufzuklären; ich weiß nun genug, mehr als sie selbst vielleicht. Daß sie mich ja nicht zurückruft, denn ich würde mich rächen und ihr alles Uebel vergelten, was sie mir angethan hat."

„Deine Bitterkeit beruhigt mich, dein Zorn gefällt mir," entgegnete Trenmor. „Ich fürchtete, dich fühllos für die Erinnerung des Vergangenen zu finden, sehe aber, daß sie dich tief aufregt und daß Lelia's Widerstand gleich einer unheilbaren Wunde in deinem Gedächtnisse geblieben ist. Gott sey gelobt! Stenio hat nur seine physische Gesundheit verloren, der Geist ist noch voll Kraft und Hoffnung."

„Stolzer Philosoph, stoischer Spötter," schrie Stenio wüthend, „bist du hierher gekommen, um mich in meinem Todeskampfe zu beleidigen, um Angesichts meiner Qualen deine unerschütterliche Ruhe zu entwickeln? Geh, woher du kamst, und laß mich in Saus und Braus sterben. Verachte nicht die letzten Anstrengungen eines vielleicht durch seine Verirrungen befleckten, aber noch nicht durch fremdes Mitleiden erniedrigten Gemüths."

Trenmor schlug die Augen nieder und schwieg. Er suchte nach Worten, welche die Schärfe dieses wilden Stolzes mildern konnten, und sein Herz

erfüllte sich mit Trauer. Seine Züge verloren ihre ruhige Heiterkeit, und Thränen drangen aus seinen Augen.

Stenio bemerkte es und wurde gerührt. Ihre Blicke begegneten sich und die Trenmors drückten einen solchen Schmerz aus, daß Stenio sich erweicht fühlte und in seine Arme stürzte. Aber er schämte sich dieser Bewegung und riß sich los, als er plötzlich eine Dame bemerkte, in einen langen venetianischen Schleier eingehüllt, die sich in die dichtern Schatten der Laubengänge vertiefte. Es war die Prinzessin Claudia in Begleitung ihrer vertrauten Gouvernante, die sich in einen der Pavillons begab.

Stenio ordnete schnell seinen Halskragen und seinen mit einer diamantenen Agraffe befestigten Busenstreif und sagte: „Ich kann unmöglich das arme Kind nach mir schmachten lassen, ohne Mitleid zu fühlen. Die Ehre gebietet mir, der erste beim Rendezvous zu seyn.“

Ein Jugendstrahl blitzte einen Augenblick über seine verwüsteten Züge, und seine Brust schien sich auszudehnen. Er eilte nach dem Pavillon, um Claudia zuvorzukommen, aber nach wenigen Schritten verließen ihn die Kräfte, und er traf mit ihr zugleich ein. Erschöpft lehnte er sich an das Treppengeländer. Die junge Herzogin, schamroth und vor Freude zitternd, glaubte den Gegenstand ihrer Liebe eben so von Bewegung und Unruhe ergriffen, wie sie es selbst war. Stenio, ein

wenig wieder belebt durch den Glanz ihrer schönen schwarzen Augen, bot ihr die Hand und führte sie die Treppe hinauf.

Wie sie allein waren und die Prinzessin sich zitternd und mit glühendem Gesichte gesetzt hatte, betrachtete Stenio sie einige Zeit schweigend. Claudia war kaum der Kindheit entwachsen; ihre Taille, bereits geformt, hatte noch nicht ihre völlige Entwickelung erreicht; ihre schwarzen Augenwimpern waren von ungewöhnlicher Länge, ihre schöne Haut glatt und atlasartig; die leichten bläulichten Tinten, die ihre verlangenden, schmachtenden Augen umgaben, ihre krankhafte, etwas gebeugte Stellung, Alles in ihr verkündigte eine frühreife Mannbarkeit, eine glühende Einbildungskraft. Trotz dieser Zeichen eines leidenschaftlichen Temperaments, aus dem ihr eine stürmische Zukunft erwachsen mußte, verdankte Claudia jetzt noch ihrer Jugend den ganzen Reiz der Schamhaftigkeit. Ihre Bewegung verrieth sich nur, enthüllte sich aber nicht. Ihr zitternder Mund schien den Kuß zu suchen, aber in ihren Augen schwammen Thränen; ihre unsichere Stimme schien um Gnade und Schutz zu flehen; Verlangen und Furcht schienen das zarte Wesen, diese glühende und schüchterne Jungfrauschaft gleichzeitig zu bestürmen.

Stenio, von Bewunderung hingerissen, staunte anfangs in seinem Innern, einen so reichen Schatz zu seiner Verfügung zu haben. Es war das erste Mal, daß er die Prinzessin so nahe sah und ihr solche Auf-

merksamkeit widmete. Sie war weit schöner und wünschenswerther, als er sich je vorgestellt hatte. Aber seine erloschenen, erstorbenen Sinne konnten sein jetzt so skeptisches, kaltes Gemüth nicht mehr täuschen. Ein einziger prüfender Blick, den er über Claudia's Figur laufen ließ, setzte ihn in den Besitz aller ihrer Reize, von ihrem reichen Haare im Perlenschmuck an, bis zu ihrem kleinen Füßchen im Atlasschuh. In einem einzigen Gedanken sah er ihr ganzes künftiges Leben voraus, von dieser ersten Thorheit an, die sie in die Arme eines armen Dichters führte, bis zu den ekelhaften Galanterien eines fürstlichen ausschweifenden Alters. Gerührt, erschreckt, voll Widerwillen gegen das Abentheuer, betrachtete Stenio die Prinzessin schweigend. Wie er sich seiner lächerlichen Lage bewußt wurde, näherte er sich ihr, um sie anzureden. Aber er konnte nicht Liebe heucheln, wo er keine fühlte, und so fragte er sie in einem mitleidigen, fast hart klingenden Tone, indem er auf väterliche Weise ihre Hand ergriff:

„Wie alt sind Sie denn?"

„Vierzehn Jahr," antwortete die junge Prinzessin bestürzt und verwirrt vor Erstaunen, Aerger, Zorn und Furcht.

„Nun wohl, mein Kind," sagte er, „bitten Sie Ihren Beichtvater, Ihnen die Absolution zu ertheilen, daß Sie hierher gekommen sind, und besonders danken Sie Gott, daß Sie ein Jahr zu spät erschienen."

Wie er diese Phrase beendigt hatte, stürzte die Gouvernante, die an einem Fenster stehen geblieben war, um die Liebenden zu beobachten, auf sie zu, nahm die arme, in Thränen schwimmende Claudia in ihre Arme und fuhr Stenio zornig an:

„Unverschämter!“ rief sie, „erkennst du so die Gnade, welche deine erhabene Gebieterin dir erzeigt, indem sie sich herabläßt, dich ihrer Blicke zu würdigen? Nieder, Vasall, auf die Knie! Wenn dein brutales Gemüth nicht durch die auserlesenste Schönheit des Weltalls gerührt werden kann, so beuge sich deine Kühnheit wenigstens vor der Achtung, die du einer Tochter der Bambucci's schuldig bist.“

„Wenn die Tochter der Bambucci's,“ erwiederte Stenio, „mich gewürdigt hat, bis zu mir herabzusteigen, so hätte sie im voraus darauf gefaßt seyn sollen, von mir wie meines Gleichen behandelt zu werden. Wenn sie das jetzt bereuet, so ist es so viel besser für sie. Uebrigens ist dies die einzige Züchtigung, die sie für ihre Unklugheit bekommen wird, aber sie kann sich des Schutzes der Jungfrau rühmen, die sie am folgenden Morgen, nicht am Vorabend einer Orgie hierher geführt hat. Hört, ihr Beiden, hört die Stimme eines Menschen, den die Nähe des Todes weise und uneigennützig macht. Höre du, du alte Duenna mit schmutziger Seele, die du auf schändlichen Wegen wandelst, und du, junges Mädchen, mit frühreifen

Leidenschaften, von unheilbringender, gefährlicher Schönheit, höret! Du, betitelte Buhlerin, Marquise, deren Herz so viele Laster verbirgt, als dein Gesicht Runzeln zeigt, du kannst dich bei der Sorglosigkeit bedanken, die aus Stenio's Gedächtniß das Andenken an dieses Abentheuer verwischen wird, ehe noch eine Stunde verflossen ist; außerdem würdest du, wie du es verdient hättest, vor den Augen des Hofes entlarvt und von der Familie verjagt werden, deren zarten Sprößling du verderben wolltest. Hebe dich weg von hier, Laster und Begierde, Buhlerei, Verrath, Aussatz des Volks, Hefen und Vorwurf des menschlichen Geschlechts!

„Und du, mein armes Kind," fuhr er fort und zog Claudia aus den Armen ihrer Gouvernante ans Licht, schamroth und trostlos, wie sie war; „höre wohl zu, und wenn du eines Tages, hingerissen vom Schicksale und den Leidenschaften, mit Schrecken auf deine schönen verlorenen Jahre, auf deine getrübte Reinheit zurückblickst, so denke an Stenio und mache am Rande des Abgrundes Halt.— Betrachte mich, Claudia, sieh ohne Furcht und Unruhe dem Manne ins Gesicht, von dem du eingenommen zu seyn glaubtest und den du ohne Zweifel nie recht gesehen hast. In deinem Alter ist das Herz bewegt und ungeduldig. Es ruft ein Herz, welches ihm antworte, es wagt, es vertrauet, es giebt sich hin. Fluch treffe die, die seine Unwissenheit und Aufrichtigkeit mißbrauchen!

Du hast die Gedichte eines Menschen singen hören, Claudia, den du dir jung, hübsch und gefühlvoll gedacht hast. Betrachte ihn nun, armes Mädchen, und sieh, welches Phantom du geliebt hast; sieh seinen kahlen Kopf, seine dürren Hände, seine erloschenen Augen, seine welken Lippen. Lege deine Hand auf dieses erschöpfte Herz und zähle die matten ersterbenden Pulsschläge eines zwanzigjährigen Greises. Sieh dieses Haar an, was um ein Gesicht herum ergrauet, auf dem kaum der erste Flaum der Mannbarkeit sichtbar geworden ist, und sage mir, ob das der Stenio ist, den du dir geträumt hast, der himmlische Dichter, den dir deine Visionen zeigten, wenn du seine Lieder bei Sonnenuntergang zur Harfe sangst? Hättest du damals einen Blick auf die Stufen deines Palastes geworfen, so würdest du das bleiche Gespenst, welches jetzt mit dir redet, auf einem der marmornen Löwen haben sitzen sehen, die deine Thür bewachen. Du würdest ihn so gesehen haben wie heute, verwelkt, entkräftet, gleichgültig gegen deine Engelschönheit, gegen deine herrliche Stimme, und blos neugierig, zu hören, wie eine Prinzessin von funfzehn Jahren Melodien wiedergeben würde, welche von der Trunkenheit eingegeben und in Ausschweifung niedergeschrieben waren. Aber du sahst ihn nicht, Claudia, deine Augen suchten ihn im Himmel, wo er nicht war. Dein Glaube lieh ihm Flügel, während er zu deinen Füßen herumkroch, unter den Lazzaroni's, die auf der Schwelle deiner

Villa schlafen. — Bewahre die Erinnerung an diese deine Selbsttäuschung, junges Mädchen, wenn du dir deine Jugend, deine Schönheit und die Kraft des Gemüths erhalten willst; oder wenn du, nach diesem, noch hoffen und glauben kannst, so übereile dich nicht, deine Ungeduld zu verwirklichen, bewahre und zügle das Verlangen in deiner glühenden Brust, verlängere mit aller Macht die Verblendung der Hoffnung, diese Kindheit des Herzens, die, einmal entflohen, nie mehr wiederkehrt. Bewache sorgfältig den Schatz deiner Einbildungen und verwende ihn sparsam, denn an dem Tage, wo du dem Feuer deiner Gedanken, dem unruhigen Drange deiner Sinne gehorchst, wirst du dein Idol von Gold und Diamanten sich in schlechten Thon verwandeln sehen, du wirst nur noch ein Phantom ohne Wärme und Leben in die Arme schließen. Vergebens wirst du den Traum deiner Jugend verfolgen, du wirst auf deinem keuchenden unseligen Laufe nie etwas Anderes als einen Schatten erreichen und bald erschöpft hinstürzen, allein unter deinen Selbstvorwürfen, hungrig am Busen der Sattheit, steinalt und todt wie Stenio, ohne wirklich einen ganzen Tag gelebt zu haben.“

Nachdem er so gesprochen hatte, verließ er den Pavillon, um Trenmor aufzusuchen. Am Fuße der Treppe schlug dieser ihn auf die Schulter. Er hatte durch ein halb offnes Fenster Alles gesehen, Alles gehört.

„Stenio,“ sagte er, „die Thränen, welche ich eben

vergoß, waren eine Beleidigung, mein Schmerz eine Lästerung. Du bist unglücklich und trostlos, aber, mein Sohn, du bist größer als Lelia, erfahrener als Trenmor, reiner als die Heiligen, denen Gott mit Liebe seine Arme öffnet."

„Trenmor," antwortete Stenio mit tiefem Hohne und bitterm Lächeln, „ich sehe wohl, daß du ein Narr bist; siehst du denn nicht, daß die ganze Moralität, die ich auskramte, nichts als die erbärmliche Komödie eines alten, kindisch gewordenen Soldaten war, der Festungen von Sand baut, um sich gegen eingebildete Feinde zu verschanzen? Begreifst du nicht, daß ich die Tugend liebe, wie wollüstige Greise junge Mädchen lieben, und daß ich die Reize rühme, die ich nicht mehr genießen kann? Glaubst du, kindischer Mensch, einfältig tugendhafter Träumer, daß ich das Mädchen in Ehren gehalten hätte, wenn der Mißbrauch der Wollust mich nicht unfähig zum Genuß gemacht hätte?"

Nach diesen Worten, die er in bitterm Tone aussprach, verfiel Stenio in tiefes Nachdenken, und ohne daß er es zu bemerken schien, entfernte sich Trenmor mit ihm von der Villa.

IX.

Trenmor liebte zwar das Fußreisen, mußte aber einen Wagen nehmen, um den entkräfteten Stenio mit fort zu bringen. Sie machten nur kleine Tagereisen, um des Anblicks der prachtvollen Gegenden genießen zu können, durch die sie kamen.

Stenio war schweigsam und ruhig, er fragte nicht einmal nach dem Ende und Zweck der Reise, und ließ sich mit der Unempfindlichkeit eines Kriegsgefangenen fortführen. Diese Gleichgültigkeit wegen der Zukunft schien ihn zum Genuß der Gegenwart zu befähigen. Die Schönheit der Landschaft konnte ihn zuweilen so begeistern, daß seine Poesie wieder erwachte.

Aber solche Augenblicke der Wiedergeburt konnten Trenmor nicht täuschen, der nur zu deutlich bemerkte, welche unersetzliche Verwüstungen die Ausschweifung in seinem jungen Freunde angerichtet hatte. Sonst ergriff sein thätiger, wacher Geist jeden Gegenstand und gab ihm Farbe, Gestalt und Leben, jetzt vegetirte er nur in thierischer Sorglosigkeit. Es schien, als halte er es nicht der Mühe werth, von seinem Verstande Gebrauch zu machen, in Wahrheit aber war er nicht mehr Herr darüber. Oft rief er ihn vergeblich herbei. Er gab sich dann die Mühe, als verachte er die Fähigkeiten, die er verloren hatte, aber die Bitterkeit seines Spottes verrieth seinen Zorn und seinen Schmerz.

Eines Tages kamen sie bei Sonnenuntergang in ein Thal mit dichten Wäldern bedeckt; klare Bäche schlängelten sich leise unter dem Schatten der Myrthen und Feigenbäume hin, und große lichte Stellen, mit einem zarten Grün geschmückt, dienten halbverwilderten Heerden zur Weide. Man erblickte keine andern Wohnungen, als einzelne zer=

streute Käsehütten, die zwischen den Bäumen versteckt schienen.

Stenio fühlte sich einen Augenblick verjüngt und getröstet.

„Glücklich sind die sorglosen Hirten," rief er, „die im Schatten dieser Wälder schlafen, nur um ihre Heerden bekümmert und auf das Studium des Auf- und Niederganges der Gestirne beschränkt. Wie glücklich ist ein Leben ohne Uebermaß und Ermüdung!"

Da die Nacht hereinbrach, ließen sie ihren Wagen bei einer der Hütten und machten noch einen Spaziergang, bis Stenio sich so ermüdet fühlte, daß er sich weigerte, weiter zu gehen.

„Hier, im feuchten Grase und im Nebel der Teiche kannst du ohne Gefahr nicht die Nacht zubringen," sagte Trenmor. „Ich sehe da einen bequemen Weg, der uns den Fuß des Berges hinaufführt, wo wir in irgend einer Grotte ein besseres Asyl finden werden."

Stenio ließ sich mit fortziehen. Wie sie ein Gebüsch im Rücken hatten, welches den Fuß des Berges zierte, sahen sie plötzlich die reiche, elegante Façade eines Camaldulenser-Klosters vor sich. Trenmor schlug vor, hier ein Unterkommen zu suchen. Ein Laienbruder empfing sie und, ohne auf ihre Bitte ein Wort zu erwiedern, führte er sie in den für Pilger bestimmten Saal.

Stenio, von Müdigkeit erschöpft, schlief so fest, daß er das Gefühl seiner Lage ganz verlor, und am

folgenden Morgen fand er sich angekleidet, ohne zu wissen, wie er hierher gekommen war. Er dachte nicht daran, Trenmor zu rufen, er hatte ihn, die Villa Bambucci, die Reise, Alles vergessen. Es schien ihm, als sey er aus einem volkreichen, geräuschvollen Orte plötzlich in eine einsame stille Wohnung versetzt worden. Er trat aus dem Zimmer und warf einen Blick trägen Erstaunens und sorgloser Unentschlossenheit auf die Gegenstände, welche sich seinem Auge darboten.

Bald aber riß ihn die reiche Pracht des weitläuftigen Gebäudes mit seinen langen Gallerien und seinen zahllosen Marmorsäulen, so wie das Feenhafte der ausgedehnten Gärten so hin, daß er in einem Zauberpalaste zu seyn glaubte. Er setzte sich auf den Rand eines schönen Bassins von Jaspis, als plötzlich aus dem Innern des geheimnißvollen Gebäudes ein feierlicher Gesang mit Begleitung der Orgel erschallte. Nach dessen Beendigung wurden von einzelnen Mönchen Gebete gesprochen. Eine zitternde Stimme, die Stenio nicht zum ersten Mal zu hören glaubte, sprach:

„Laßt uns unsern Schutzengel bitten, das Andenken an die Vergangenheit in unsern Herzen zu tilgen, einen Trauerflor, einen undurchdringlichen Schleier über die Verführungen einer falschen Welt, über die Reize unserer lügenhaften Idole zu werfen, heilige Begierden in uns zu wecken, die sündhaften Begierden aber zu löschen. Er gebe den Stirnen unserer Madonnen ein ernsteres An=

sehen, dem Marmor ihrer Füße eine fühlbarere Kälte, damit, wenn wir die erhabenen Züge betrachten, die unbefleckten Füße küssen, wir nicht unreinen Gedanken und Vorstellungen unterliegen. Möge er, wenn er uns in unsern Träumen erscheint, nicht die schönen Züge, den zärtlichen Blick, das schwebende Kleid und das lange Haar eines Weibes annehmen."

Hier schwieg die Stimme und Stenio sah bald nachher einen noch jungen Mönch allein und sehr bewegt aus der Kapelle treten und sich in die Bogengänge des Klosters verlieren. Am Gange und an der Stimme glaubte er den irländischen Priester Magnus, den er närrisch gesehen hatte, zu erkennen.

X.

Nachdem das Capitel langsam bei Stenio vorbeigegangen und die letzte Mönchskutte unter den Arkaden verschwunden war, kam Trenmor zu seinem Freunde, setzte sich neben ihn und suchte in seinen Zügen den Eindruck zu lesen, den die äußeren Gegenstände hier auf ihn gemacht hatten. Allein der Augenblick der Erhebung, zu welcher Stenio seine romantische Phantasie begeistert hatte, war vorbei, und er war wieder in seine gewöhnliche Unempfindlichkeit und Kälte zurückgesunken. Er erinnerte sich nun der Umstände, die ihn hierher gebracht hatten, und fragte gleichgültig:

„Sagtest du nicht gestern Abend, daß diese Mönche vom Orden der Camaldulenser wären?"

„Ja," erwiederte Trenmor, „dies ist eine der reichsten, ruhigsten und minder strengen Gemeinden der römischen Kirche. Die Schönheit ihrer Wohnung, der Umfang der Ländereien, welche sie besitzen, und die Freiheit, deren sie genießen, verstatten ihnen, sich den Künsten und Wissenschaften hinzugeben. Es sind ausgezeichnete Musiker und gelehrte Astronomen unter ihnen, einige sind Dichter und Maler, andere haben sich auf Chemie und Physik gelegt. Haben sich die edle und heilige Dichtkunst, der aufgeklärte und mächtige Glaube, die wahre Gelehrsamkeit hier auf Erden irgendwo hin geflüchtet, so ist es in dieses Kloster. Fühlst du dich nicht ergriffen von der wohlverstandenen Pracht, die sich schon im Aeußern dieser Gebäude zeigt, und von dem feinen Geschmack, der in den Gartenanlagen herrscht? Erblickst du hier nicht die Verwirklichung und Befriedigung aller erlaubten Wünsche, aller anständigen Bedürfnisse, aller edlen Bestrebungen, aller unschuldigen Phantasien? Es scheint mir, daß ein bewegtes Gemüth sich besänftigen müsse, wenn es sich diesem Heiligthume, diesem Sitze der Ruhe nahe. Was meinst du, Stenio?"

„Ich glaube," antwortete dieser, „daß die unersättliche Begierde der Seele alle diese Befriedigungen überlebt, daß die unermüdliche Unruhe des Menschen alle seine Versuche, sich mit dem Möglichen zu begnügen, vereitelt."

Trenmor sahe wohl, daß der Augenblick, die bittere, widerspenstige Stimmung des jungen Mannes einzuschläfern, noch nicht gekommen sey, und führte ihn zum Frühstück in das Zimmer des Priors. Dann schlug er ihm vor, den Kirchhof zu besuchen.

Dieser lag am Abhange des Berges, von einer Seite hing er durch eine Gallerie mit dem Kloster zusammen, von der andern begränzte ihn eine kahle, sandige Schlucht, auf deren Grunde ein kleiner See in tiefer Ruhe schlief. Es war keine Möglichkeit, an seine Ufer hinunter zu gelangen, wegen der Beweglichkeit des Sandes der ihn umgebenden Abhänge, der nirgends einen Stützpunkt darbot, aus dem keine Felsspitze hervorragte, in welchem kein Baum hätte wurzeln können. Der See selbst bot den Anblick der reichsten Vegetation dar. Gigantische Lotus und andere Wasserpflanzen breiteten ihre Blätter und Blumen auf seiner Oberfläche aus, die nie von dem Ruder eines Fischers gefurcht wurde, und die daher so dick mit Grün bedeckt war, daß sie vollkommen einer Wiese glich. Stenio, von dem wilden Ansehen dieser Schlucht entzückt, wollte hinabsteigen und das treulose Blättergeflecht betreten.

„Halt, mein Sohn," sagte ein Mönch, der sie begleitete, „dieser mit Blumen bedeckte See ist ein Bild der Freuden der Welt. Er ist mit Lokkungen umgeben, aber er verbirgt bodenlose Abgründe."

„Und was wissen Sie davon, mein Vater?“ fragte Stenio lächelnd, „haben Sie diese Abgründe sondirt? sind Sie auf den stürmischen Wellen der Leidenschaften einhergeschritten?“

„Als Petrus versuchte, Jesus auf den Wellen des Genezareth zu folgen,“ erwiederte der Camaldulenser, „fühlte er nach wenigen Schritten, daß der Glaube ihm mangele und er zuviel gewagt habe, wenn er, gleich dem Sohne des Menschen, dem Sturme gebieten wolle. Er schrie: Herr, wir gehen unter! Und der Herr zog ihn empor und rettete ihn.“

„Petrus war ein feiger Freund und ein schlechter Schüler,“ entgegnete Stenio; „ist er es nicht, der seinen Herrn verleugnete, aus Furcht, dessen Schicksal theilen zu müssen? Die, welche die Gefahr fürchten und davor fliehen, gleichen Petrus; sie sind weder Männer noch Christen.“

Der Camaldulenser schlug die Augen nieder und schwieg.

„Sagen Sie mir,' mein Vater,“ fuhr Stenio fort, „warum Sie mir so hartnäckig Ihre Züge verbergen? Ich kenne Sie an der Stimme, wir haben uns in besseren Zeiten gesehen.“

„In besseren Zeiten!“ sagte Magnus, ließ langsam die Kapuze fallen und nahm sein schon kahles Haupt in die dürre Hand, in einer Stellung melancholischen Zweifels.

„Ja, besser für Sie und mich,“ antwortete Stenio, „denn damals blühten die Rosen der Jugend

auf meinen Wangen, und wenn gleich Ihr Blick verwirrt und Ihr Puls fieberhaft war, als ich Sie das letzte Mal im Gebirge traf, war doch ihr Bart schwarz und Ihr Haarwuchs reich."

„Sie legen also einen großen Werth auf die eitle unselige Jugend des Körpers, auf das verzehrende Feuer des Blutes, welches die Wangen färbt und das Gehirn verbrennt?" rief der Mönch ärgerlich.

„Und was haben wir denn Kostbareres," entgegnete der junge Mann, „welchen sonstigen wirklichen Reichthum besäßen wir denn im Leben?"

„Sie ist das Zeitalter der Gefahren und der Leiden," sagte der Priester. „Glücklich die, welche sie zurückgelegt haben, ohne darin umzukommen!"

Stenio warf einen Blick auf Magnus bleiche, hohle Züge, und wandte sich dann mit einer Mischung von Traurigkeit und Spott an Trenmor.

„Warum hast du mich hierher geführt? Warum bringst du mir dieses lebende Gespenst und diese grünenden Gräber vor die Augen? Etwa, um mir zu beweisen, daß der Tod glücklicher und fruchtbarer als das Leben sey? Um mir einen Vorgeschmack der Süßigkeiten des Nichts zu geben? Glaubst du, Ort und Zeit gut gewählt zu haben? Du scheinst nicht zu wissen, daß ich mehr Lust zu sterben als zu leben habe. Welchen Muth soll mir der Anblick dieser Gräber gewähren, in denen ich lieber schlafen möchte? Welches Vertrauen

soll ich in die Worte dieses Priesters setzen, den ich gesehen habe, wie seine Leidenschaften ihm den Verstand geraubt hatten?"

„Ich habe dir zeigen wollen, Stenio," erwiederte der Weise, „daß das Leben so ruhig seyn kann, wie der Tod, und daß der Mensch sich seiner Vernunft wieder bemächtigen kann, um sie seinem kräftigen Willen zu unterwerfen. Ich habe dir die unermeßlichen Hülfsmittel, die Gott in uns gelegt hat, und die Güter, die in unserm Bereiche liegen, zeigen wollen. Du siehst, daß man ohne Unordnung, ohne Ermüdung, ohne Ausschweifung sich des Größten erfreuen kann, was es auf Erden giebt; der Poesie und der Künste und Wissenschaften. Wenn du nur kurze Zeit hier verweilst, wirst du finden, daß die kräftigsten, auserwähltesten Geister in dieses Asyl geflüchtet sind, um auszuruhen und sich wieder zu stärken, in Erwartung der geheimnißvollen Bestimmung eines andern Lebens. Du wirst sahen, daß sie hier die zwar langsame, aber sichere Heilung ihrer Wunden gefunden und ihre Kräfte gestärkt haben. Versprich mir, schwöre mir, bis zu meiner Zurückkunft hier zu bleiben. Wenn ich in dreißig Tagen nicht wieder hier bin, so bist du deines Eides entlassen."

Am folgenden Morgen reiste Trenmor ab, nachdem er, nicht ohne Mühe, Stenio's Wort erhalten hatte.

XI.

Eines Abends nahm Stenio Magnus Arm und führte ihn an das steile Ufer des See's. Unter den Gräbern, am Rande des Abhanges, in der Tiefe des uferlosen See's suchte sein Gemüth einen Hoffnungsstrahl, ein Lächeln der Zukunft. Da er seit längerer Zeit zwar stumm gewesen war, aber doch ruhig schien, so glaubte Magnus, daß der Himmel Mitleiden mit ihm gehabt und diesem leidenden Herzen den Schatz seiner himmlischen Hoffnungen aufgethan habe. Plötzlich aber brach Stenio das Schweigen und sagte mit seinem cynischen Blick:

„Mönch, erzähle mir deine Liebe zu Lelia und wie es kam, daß sie dich nicht nur zum Atheisten und Renegaten, sondern am Ende auch noch zum Narren machte?"

„Mein Gott!" rief der blasse Camaldulenser in Verwirrung, „laß diesen Kelch vorüber gehen."

„Ich werde dich in Ruhe lassen, Magnus, wenn du mir aufrichtig die Wahrheit sagst. Antwortest du ohne falsche Scham und Heuchelei auf meine Frage, so schwöre ich, daß mein Spott nie wieder deine Gedanken verwirren soll."

„So sprich denn, Grausamer," erwiederte der Mönch, „und wenn es ohne Sünde geschehen kann, will ich freimüthig antworten."

„Die Freimüthigkeit kann nie Sünde seyn, Magnus, wohl aber sind Hochmuth und Verstellung

Verbrechen vor Gott. Sprich, haben deine Kasteiungen, deine Gebete, deine Vorsätze, überhaupt deine Anstrengungen wirklich den Feind deiner Ruhe besiegt und vertrieben? Wenn du mir dies auf Christi Namen schwörst, so will ich es glauben."

„Eine sehr harte Frage, mein Sohn! Welche Befriedigung kann deine Eitelkeit von meiner Antwort erwarten?"

„Meine Eitelkeit, Magnus, ist zerknickt wie ein Strohhalm, und sie ist es nicht, die mir die brennende Neugier eingiebt, sondern ich muß Gewißheit haben, zum wenigstens eine Hoffnung. Wenn dein Glaube dich gerettet hat, wenn in den Tagen der Angst und des Zweifels du durch deine Thränen und Gebete das Vertrauen erlangt hast, was dich adelt und heiligt, so muß ich mich auch niederwerfen und beten; vielleicht rettet der Himmel mich auch."

„Bete, mein Sohn, und hoffe," entgegnete der Mönch, „das Himmelreich..."

„Schweig," unterbrach ihn Stenio heftig, „diese Kutte verleiht euch allen die nämliche Sprache, so wie sie euch das nämliche Aussehen giebt. Willst du mir wirklich nützlich seyn? Schwöre!"

„Ich schwöre dir, zu antworten," erwiederte der Mönch zitternd.

„Bei Christus?"

„Bei Christus, da es sich um dein Heil handelt."

„Nun wohl, so sage mir, ob es die Gnade ist, die dich errettet hat, oder deine eigene Kraft. Hat der Glaube dich gepanzert oder hat deine Klugheit dich hinter diesen schützenden Mauern verschanzt? Bist du deshalb vor dem glühenden Blicke des Weibes hierher geflohen, weil du weise warst und dich schwach fühltest? Oder bist du, nachdem du gekämpft und den Hochmuth des Satans überwunden hattest, in dieses Kloster, wie in die Vorhalle des Himmels gekommen und wartest nun, bis der Tod dir die Pforten des ewigen Ruhmes öffnen wird?"

„Ich bin ein schwacher Mensch," antwortete Magnus, „ich habe den Dämon nicht überwunden; ohne die Gnade hätte ich selbst nicht die Kraft gehabt, zu fliehen; ohne die Gnade fühle ich mich noch so elend, daß ich ohne Zweifel der Gefahr, in welcher ich beinahe umgekommen wäre, immer noch trotzen würde."

„Also bist du, was ich dir schon gesagt habe, keinen Schritt weiter, als am ersten Tage deiner Flucht."

„Sage das nicht, mein Sohn; ist es nichts, ein festes Verlangen zum Widerstehen zu haben?"

„Nein, das ist nichts, mein Vater," erwiederte Stenio hart. „Was ist der Ehrgeiz ohne Kraft? das Verächtlichste auf der Welt. Du dünkst dich groß, weil du fastest, um die Hitze deines Blutes zu mäßigen, weil du dich durch Errichtung von Mauern aus Erz und Marmor von den Verführungen der

Welt scheidest und nachdem du dich lebendig in dieses Grab begraben hast, nachdem du Thüren hinter dir verschlossen hast, die du nicht wieder öffnen kannst, beißest du dir schweigend die Zähne aus, lästerst im Stillen und dünkst dich ein Heiliger zu seyn, weil du in einem Anfalle von Begeisterung oder Feigheit ins Gefängniß hinabstiegst. Wenn dein Glaube dich geläutert, dein Eifer dich gestählt, dein Muth zugenommen hätte, so könntest du in die Welt zurückkehren, mit deinen reichen Gaben wohlthun, Menschen heilen und trösten, ohne zu fürchten, von ihnen angesteckt zu werden, oder über den Anblick ihres Elendes zu verzweifeln. Du könntest selbst die aufsuchen, die der Gegenstand deiner Liebe war, und ruhig vom Himmel mit ihr reden, den sie vielleicht vergessen hat. Aber es ist nicht so, du bist ein Märtyrer, kein Heiliger. Du wirst die Kraft haben, siedendes Oel und geschmolzenes Blei in deine Adern gießen zu lassen, ohne Christum zu verleugnen, aber nicht die: eine Nacht im Schlafzimmer einer Frau zu verbringen, ohne Begierden zu fühlen. Das kommt daher, weil die Natur stärker ist, als dein schwaches Gehirn, weil die Natur Gott ist und dein Glaube nur ein goldener Traum, ein thörichter Ehrgeiz. Aber für den Menschen, der nachgedacht hat, der gefühlt hat, der gelebt hat, der das Leben bis auf den Grund kennen gelernt hat, giebt es kein Heil, keinen Trost, keine Hoffnung in euren Büchern und Traditionen."

„O, sprich nicht so, mein Sohn!" rief der Priester voll Schmerz.

„Schaffe mir," fuhr Stenio fort, „einen überzeugenden Beweis. Sage mir, daß Lelia in deiner Zelle schlafen könnte, ohne daß in deinem Herzen Begierden aufsteigen würden. Antworte, und vergiß nicht, daß du bei Christus geschworen hast."

Der Mönch schlug in tiefem Schmerz die Augen nieder.

Stenio saß auf dem Boden am Rande der Schlucht. Er stützte sich auf ein Felsenstück, zwischen welchem und dem See nur der steile Abhang von weißem beweglichem Sande sich hinunter dehnte, auf den die Wolken, welche vor dem Monde vorbeizogen, große Schatten warfen.

„O, ich wußte es wohl!" schrie er mit starker Stimme, welche die Tiefe des See's zu erreichen schien; „ich wußte es wohl!"

Er sprang auf, als wolle er sich in den Abgrund stürzen. Magnus schauderte und eilte, ihn zurückzuhalten. Stenio hatte sich schon wieder gesetzt, und der Priester wagte es nicht, ihn zu bitten, daß er den Platz verlassen möge, aus Furcht, ihn dadurch erst auf den schrecklichen Gedanken des Selbstmordes zu bringen.

„Ich wußte wohl," fuhr Stenio fort, „daß nichts Wahres in den Träumen des Menschen ist, und daß, nachdem die Wahrheit einmal entschleiert ist, es nichts mehr für ihn giebt, als die Lange-

weile der Geduld oder der Entschluß der Verzweiflung.

„In meinen Jugendträumen, in meiner ersten poetischen Begeisterung schwebte mir unaufhörlich ein Bild der Liebe vor und zeigte mir den Himmel. Lelia, mein Ideal, mein Elysium, was ist aus dir geworden? Seit mir die Augen geöffnet sind, seit ich begriffen habe, daß du das Unmögliche bist, ist mir das Leben ganz nackt, ganz cynisch erschienen; zuweilen schön, zuweilen scheußlich, und doch in seiner Schönheit und Abscheulichkeit sich immer gleich, stets beschränkt, stets den unverjährten Gesetzen unterthan, welche die Phantasie des Menschen nicht aufzuheben vermag. Und nach Maßgabe, wie die Phantasie sich abnutzte und schwächer wurde (diese Phantasie des Unerreichbaren, die allein das Leben des Menschen poetisirt und ihn einige Jahre an seine kleinlichen Freuden fesselt), nach Maßgabe, wie ich ermüdete, in den Armen einer ganzen Heerde von Frauen den begeisternden Kuß zu suchen, den Lelia nur allein geben konnte, im Wein die Trunkenheit, in die nur Lelia's Liebesblick versetzen konnte, bin ich aufgeklärt worden, um wissen zu können.... Höre zu, Magnus, meine Worte können dir nützen! Ich bin dahin aufgeklärt worden, um zu begreifen, daß Lelia selbst eine Frau ist, wie alle andern, daß ihre Lippen nicht süßer küssen, als die anderer Frauen. Ich kenne Lelia jetzt ganz, als hätte ich sie besessen; ich weiß, was sie so schön, so rein,

so göttlich machte: ich war es, meine Jugend war es. Aber sowie mein Gemüth sich befleckte, verwelkte auch Lelia's Bild. Ich sehe sie heute, wie sie ist, blaß, mit matten Lippen, das Haar schon mit einzelnen Silberfäden durchzogen, auf der Stirn die unvertilgbare Falte, die das Alter aufprägt, anfänglich mit linder, leichter Hand, später mit schwerer, grausamer Kralle. Arme Lelia, du hast dich sehr verändert! Wenn du mir im Traume erscheinst, geschmückt wie früher, kann ich mich nicht enthalten, bitter zu lachen und dir zuzurufen: Es steht dir wohl an, Lelia, Königin zu seyn und Geist zu besitzen, denn, auf meine Ehre, du bist nicht mehr hübsch, und wenn du mich heute zu dem himmlischen Bankett deiner Reize einladetest, würde ich dir die Tänzerin Torquata oder die lustige Courtisane Elvira vorziehen.

„Und was seyd ihr, Torquata, Elvira, Pulcheria, Lelia, um mich zu berauschen, um mich an das eiserne Joch zu schmieden, was meine Stirn blutig macht? Schwarm von Frauen mit blondem Haar oder schwarzen Locken, mit weißen Füßen oder braunem Nacken, schamhafte Mädchen, wollüstige Priesterinnen der Freude, zaghaft seufzende Jungfrauen, Messalinen mit eiserner Stirn, ihr alle, die ich besessen oder mir geträumt habe, welche Geheimnisse hättet ihr mir noch zu entdecken? Würdet ihr mir die Flügel der Nacht verleihen, um das Weltall zu umkreisen? Würdet ihr mir die Geheimnisse der Ewigkeit enthüllen? Würdet

ihr die Sterne herunter kommen lassen, um mir eine Krone daraus zu machen? Würdet ihr nur eine Blume für mich blühen lassen können, die schöner und süßer wäre als die, welche die Erde bedecken? Ihr Lügnerinnen, ihr Unverschämten! Was ist denn so Besonderes in euren Liebkosungen, daß ihr sie so theuer verkauft? Von welchen göttlichen Freuden besitzt ihr denn das Geheimniß, daß euch unsere Begierden so verschönern? Täuschung und Träumerei, ihr seyd die wahren Königinnen der Welt! Wenn eure Fackel erlischt, ist die Welt unbewohnbar.

„Armer Magnus! höre auf, dein Inneres zu zerfleischen, höre auf, deine Brust zu geißeln, die deine unbescheidenen Begierden verbirgt! Höre auf, deine Seufzer zu ersticken und dein Betttuch zu verschlingen, wenn Lelia dir in deinen Träumen erscheint! Geh, du selbst bist es, armer Mann, der sie so schön und wünschenswerth macht; sie, ein unwürdiger Altar einer so heiligen Flamme, lacht innerlich über deine Qual. Denn sie weiß wohl, daß sie nichts gegen so viel Liebe zu geben hat. Gewandter als die anderen, ergiebt sie sich nicht, sie verschleiert sich, sie verweigert sich, sie vergöttlicht sich; aber würde sie sich so verstecken, wenn ihr Körper schöner wäre, als der der käuflichen Frauen? Würde sie so die Liebe fliehen, wenn ihr Gemüth größer wäre, als das unsrige?

„O Weib! du bist nur Lüge! Mann! du bist nur Eitelkeit! So unverschämte Ansprüche züch-

tigt Gott durch jämmerliche Täuschung! Lelia, dein Lächeln hat mich so verwirrt! Don Juan, dein Beispiel hat mich vernichtet. Meine glühende Verehrung für dich hat mich in den bodenlosen Abgrund gestürzt. Indem ich in deine Fußtapfen trat, hoffte ich mich über andere Menschen zu erheben; an dem Tage, wo ich zu dir sagte: Sey mein Stern und mein Gott! an dem Tage, wo ich den Herrn der Welt lästerte, um mein Gebet und meinen Weihrauch auf dem Altare deines Genies zu opfern, glaubte ich, daß ich größer werden und Muth fassen würde; ich glaubte, daß die Verachtung der gemeinen Gesetze mich über die gemeine Ehrsucht hinausschwingen würde, und habe mich dagegen sehr tief unter ihr gefunden.

„Verwünscht seyst du, Don Juan! Ich nahm dich für die Größe und du bist nur die Thorheit. Der Weg, den du verfolgst, führt nur zur Verzweiflung und zum Schwindel. Jetzt, wo mein Blut sich beruhigt hat, kann ich in mich gehen. Ein einladendes Lächeln und süße Worte stören meine Träume nicht mehr. Ich glaube nicht mehr, wie sonst, daß wollüstige Seufzer und glühende Küsse das einzige Glück und die einzige Weisheit seyen. In dieser feierlichen Stunde, wo die Welt erbleicht und erlischt, wo meine Augen nur doch durch einen Nebel die lügnerischen Freuden sehen, denen ich vertraut hatte, hat dein Schatten, Don Juan, nicht mehr die Macht, mich zu verwirren. Ich kann dir ins Gesicht sehen,

ohne zu erröthen und zu zittern. Du bist nicht mehr mein Herr und mein Idol, ich erblicke in deinem feurigen Auge nicht mehr den göttlichen Strahl der Hoffnung und der Kraft. Die leuchtende Glorie, die auf deinem Haupte glänzte, ist verschwunden, um nie mehr zu erscheinen. Du bist für mich nur ein Anblick des Erstaunens und des Mitleids. Ich werde deinen verwünschten Manen nicht mehr die Gebete meiner Lippen darbringen. Ich werde deiner Eitelkeit nicht mehr das himmlische Vertrauen meiner Jugend opfern. Ich werde nicht mehr zu deinen Füßen die wohlriechenden Blumen verbrennen, die in meiner Seele aufblühten, und die dein Hauch verwelkt hat.

„Unverschämter Thor! wo hattest du denn die unsinnigen Rechte her, denen du dein Leben geweihet hattest? Wenn und wo hatte Gott dir gesagt: Siehe hier die Erde, sie ist dein, du wirst Herr und König aller Familien seyn; alle Frauen, die du erwählst, sind für dein Lager bestimmt. Alle Augen, die du anzulächeln würdigst, werden in Thränen zerfließen und deine Gnade anflehen. Die heiligsten Bande werden sich auflösen, wenn du sprichst: Ich will es. Wenn ein Vater seine Tochter von dir fordert, wirst du ihm den Degen in das trostlose Herz stoßen, und sein weißes Haar mit Blut und Koth beflecken. Wenn ein wüthender Liebhaber dir seine Geliebte mit dem Schwerte in der Hand streitig machen will, wirst du seinen Zorn verspotten und deiner unwiderruflichen Sen-

dung vertrauen. Du wirst ihn festen Fußes erwarten, ohne den Stoß zu übereilen, der ihn treffen soll. Ein Engel, den ich senden werde, wird sein Auge trüben und ihn seinem Schicksale entgegen führen."

„Das heißt, Gott regierte dann die Welt so, wie du es wünschtest, bloß zu deinem Vergnügen. Er ließe die Sonne aufgehen, um die Hütten, Wirthshäuser, Klöster und Paläste zu erleuchten, in denen du Abentheuer bestehen wolltest, und wenn die Nacht herein bräche und du deinen unersättlichen Mund mit Seufzern und Liebkosungen getränkt hättest, ließe er die Sterne scheinen, um deinen Rückzug zu sichern und dich auf neuen Fahrten zu geleiten.

„Die Schande, durch dich auferlegt, war eine beneidenswerthe Ehre. Du erfülltest die Rolle, die dir bei deiner Geburt ertheilt war. Die Schandflecke, welche deine Treulosigkeit hinterließ, waren ruhmvolle, prächtige, unauslöschliche Siegel, die deinen Lauf bezeichneten, wie die zerschmetterten Eichen den Lauf des Gewitters. Du erkanntest Niemanden das Recht zu, zu sagen: Don Juan ist ein Feiger, er mißbraucht die Schwäche, er verräth wehrlose Frauen. — Nein, du wichst der Gefahr nicht. Wenn sich ein Rächer der Opfer deiner Ausschweifungen erhob, so machtest du nicht viel Aufhebens um einen Leichnam, und fürchtetest nicht, über seine erstarrten Glieder zu straucheln.

„Ein Tag ohne Versprechungen und Lügen, eine Nacht ohne Ehebruch und Duell wären unvertilgbare Schandflecke gewesen. Du gingst stolz einher, und deine Augen suchten dreist den Raub, den du verschlingen wolltest. Von der schüchternen Jungfrau an, die unter deinen Küssen zitterte, bis zu der unerschrockenen Buhlerin, die deinen Muth und deinen Ruhm herausforderte, sollte es keine Freude des Gemüths oder der Sinne geben, die du nicht kosten wolltest. Der Marmor des Tempels und der Dünger im Stalle dienten deinem Schlafe zum Kopfkissen.

„Was wolltest du denn, Don Juan? Was wolltest du von diesen weinenden Frauen? Suchtest du das Glück in ihren Armen? Hofftest du, nach dieser mühsamen Pilgerfahrt Halt zu machen? Glaubtest du, daß Gott dir endlich, um deine Unbeständigkeit zu fesseln, ein Weib senden würde, welches alle die von dir verrathenen überträfe? Aber warum verriethest du sie? Fühltest du, als du sie verließest, in deinem Innern den Verdruß und die Entmuthigung über eine verlorene Täuschung? Erreichten ihre Liebkosungen und ihr Entzücken nicht die Höhe deiner ehrsüchtigen Träume? Hattest du in deinem einzigen ungeheuren Stolze gesagt: Sie sind mir eine unendliche Glückseligkeit schuldig, die ich ihnen nicht geben kann; ihre Seufzer und ihr Girren sind meinen Ohren süße Musik; die Qual und Angst bei den ersten Umarmungen ergötzen mein Auge; ich sehe gern, daß sie als ergebene, un-

terthänige Sklavinnen sich mit erlogener Fröhlichkeit schmücken, um mein Vergnügen nicht zu stören; aber ich verbiete ihnen, ihre Hoffnungen in den Boden meiner Gedanken zu pflanzen und für ihre Opfer Treue zu erwarten?

„Hast du vielleicht vor Zorn gezittert, wenn du in ihren Seelen die Unbeständigkeit ahntest, die sie dir gleich machte, und worin sie dir vielleicht zuvorkamen? Warst du beschämt und gedemüthigt, wenn ihre Schwüre dich mit einer hartnäckigen, dauernden Liebe bedrohten, die deine Selbstsucht und deinen Ruhm gefesselt haben würde? Hattest du irgendwo in den Rathschlägen Gottes gelesen, daß das Weib nur zum Vergnügen des Mannes da sey, des Widerstandes und des Wechsels gleich unfähig? Dachtest du, daß eine solche idealische Vollkommenheit der Entsagung auf der Erde vorhanden sey und dir die unerschöpfliche Erneuerung deiner Freuden sichern würde? Glaubtest du, daß einst der Wahnsinn dem Munde deines Schlachtopfers ein ruchloses Versprechen entreißen und sie sagen würde: — Ich liebe dich, weil ich leide; ich liebe dich, weil du Freuden genießest, ohne sie mit Andern zu theilen: ich liebe dich, weil ich fühle, daß deine Küsse und Umarmungen zu erkalten beginnen, du meiner bald satt werden und mich vergessen wirst. Ich gebe mich hin, weil du mich verachtest; ich werde die Erinnerung behalten, weil du mich aus deinem Gedächtnisse verlöschest. Ich werde dir in meinem Herzen ein unverletzliches

Heiligthum errichten, weil du meinen Namen in dein verächtliches Buch schreiben willst?

„Wenn du einen Augenblick diese abgeschmackte Hoffnung genährt hast, so warst du nur ein Narr, Don Juan! Wenn du einen Augenblick geglaubt hast, daß das Weib dem Manne, den sie liebt, etwas anderes geben kann, als ihre Schönheit, ihre Liebe und ihr Vertrauen, so warst du ein Thor; wenn du geglaubt hast, daß ihre Liebkosungen das Feuer deiner Sinne nur immer löschen, daß ihre Geduld nie nachlassen, daß sie, ohne zu ermüden, das Erwachen deiner groben Begierden abwarten würde; daß sie dir stets ihren Nacken leihen würde, um dich satt zu küssen, ihren Busen, um dein Haupt daran zu legen; und daß sie sich nicht im mindesten empört fühlen würde, wenn du sie wie ein abgenutztes Kleid wegwürfest, so bist du nur ein verblendeter Dummkopf gewesen.

„O! wie haben die dich schlecht verstanden, die, gleich mir, in dir das Sinnbild eines ruhmvollen und beharrlichen Kampfes gegen die Wirklichkeit erblickten! Wenn sie auf ihre Kosten den Versuch erneuert hätten, den du unternommen hattest, so würden sie dich nicht so hoch gestellt haben; sie würden mit lauter Stimme das Armselige deines Ehrgeizes, das Kärgliche deiner Hoffnungen bekennen; wenn sie, wie du, Mann gegen Mann, mit der Ausschweifung gekämpft hätten, so würden sie begreifen, wo es dir gefehlt hat! Geh, du warst nur ein Libertin ohne Herz, eine freche Buhlerseele

in dem Körper eines Ackerknechts: über die sich erschöpfende Freude hinaus sahst du nicht die geheimnißvolle Sympathie, die nach der Trunkenheit der Sinne noch bleibt, die ruhige, heitere Zuneigung, die das Entzücken eines wollüstigen Lagers überlebt und durch Erinnerung die entschwundenen Freuden verdoppelt.

„Deshalb, Don Juan, erschreckt und bestürzt sie dein Tod und deshalb verehren sie dich auf den Knien. Ihre Augen können deinen Horizont nicht überschauen; sie sind nur glücklich, wie du, mit Zähneknirschen. Die Erschöpfung und der Schmerz deiner letzten Tage, der unversöhnliche Streit deines verirrten Gehirns mit deinem erstarrten Blute, die Angst und das Röcheln deiner schlaflosen Nächte schrecken sie, gleich einer prophetischen Drohung.

„Sie wissen nicht, die Unsinnigen, daß deine Klagen Gotteslästerungen waren und dein Tod nur eine gerechte Strafe. Sie wissen nicht, daß Gott in dir die Selbstsucht und die Eitelkeit bestrafte, daß er dir die Verzweiflung sandte, um die Schlachtopfer zu rächen, deren Stimme sich zu ihm erhob.

„Aber du hast kein Recht, dich zu beklagen, die Züchtigung, die dich traf, war nur eine Vergeltung. Du warst nicht sehr weise, wenn du die Entwickelung aller der Trauerspiele nicht kanntest, die du gespielt hattest. Du hattest die Vorbilder, die dir vorangegangen waren und die du verjüngen wolltest, schlecht studirt. Du wußtest also

nicht, daß das Laster, um einige Größe zu haben, um nach der Herrschaft der Welt zu trachten, in der unausgesetzten Gegenwart, in dem vorgefühlten Bewußtseyn der jeden Tag verdienten Strafe leben soll? Dann vielleicht kann es sich seines Muthes rühmen, denn das ihm bevorstehende Ende ist ihm nicht unbekannt. Wenn du aber gehofft hast, Don Juan, der Rache des Himmels zu entschlüpfen, so warst du nur ein Feiger.

„Wenn mein Zorn dich verleumdete und du wirklich die große personifizirte Idee gewesen wärst, die ich in dir zu sehen glaubte, so würde ich doch nicht minder das Recht haben, dich zu verwünschen und zu hassen, denn du bist es, der mich vernichtet hat. Ich habe zu hoch hinaus gewollt, ich habe dich mit einem Ruhme bekleidet, den du nie besessen hattest und dem ich gleichkommen wollte. Ich habe mich zu schwach gefunden, arm an Geist und Körper, ich habe die Einbildungskraft für Einsicht genommen, die Begierde für das Bedürfniß, den Willen für die Kraft. Ich habe Alles verwechselt und bin gescheitert, weil ich gegen die schwachen Seiten meiner Organisation kämpfen wollte. Trenmor, du sprachst mein Urtheil, wie du sagtest, das Unglück läutere nur große Seelen. Du, Lelia, sprachst es mir, wie du mir schriebst, der gefallene Mensch müsse sterben.

„Was könnte eure laue, gezwungene Freundschaft hier heute thun? Lelia, Trenmor, habt ihr es zu der dummen Barmherzigkeit gebracht, daß

euch das Leben eines Menschen, wie ich, so kostbar scheint, als das eines Pferdes, eines Ochsen oder eines brauchbaren Dieners? Geht, sorgt für eure Stallknechte und eure Hunde, sie werden euch doch zu etwas dienen. Ich würde euch nur lästig seyn. Das Mitleid liegt der Verachtung sehr nahe, und die Hand, die einen wankenden Freund unterstützt, erstarrt bald. Und ihr glaubt auch nicht an Freundschaft. Zwar habt ihr mir die eurige angeboten, um mich auf meinem künftigen Wege zu unterstützen und zu leiten; ihr seht aber selbst, daß ihr gelogen und mich verlassen habt. Wo waret ihr, als ich mich verlor? In eurer erhabenen Ruhe, in eurer unabänderlichen Entsagung; ihr wußtet wohl, daß ich einen schweren Kampf bestand, aber ihr sagtet blos: Desto schlimmer für Stenio. — Gegen den Sturm geschützt, wußtet ihr wohl, daß ein Boot an den Klippen scheitere, aber ihr sagtet blos: Gott liebt ihn, Gott wird ihn retten. Die Vorsehung wacht über ihn, die Prüfung wird ihm heilsam seyn. Er mag sich ein wenig quälen, er wird schon wiederkommen. — Aber ich ging inzwischen zu Grunde! Ihr sagtet euch nicht, daß die Freundschaft die einzige Vorsehung ist, welche die Menschen anrufen sollten, und daß, wenn es Freunde giebt, sie die Rolle Gottes gegen einander spielen würden. Allein es geht hiermit, wie mit andern Dingen. Unsere Seele hat das Gefühl dafür, aber nicht die Kraft dazu. Sie begreift die Tugenden, wie sie die Lei-

tern träumt, die von der Erde bis zu den Sternen hinaufgehen. Die Einbildungskraft ersteigt unaufhörlich den Himmel, der Mensch bleibt erstarrt in seinem Schlamme. Das Herz verspricht, die Hand verweigert.

„Verachtung und Mitleid allen den Lahmen, die sich zu unterstützen, zu helfen glauben, und die bunt durch einander laufen, strauchelnd und auf ihre schwache Knie fallend, ohne nur ein Rohr aufheben zu können, sich einander zu helfen. Einarmige, die von ihrer Armstärke reden; arme Hinkende, die laufen wollen; arme Lügner, die ohne Scheu und Scham die nämlichen, oft verletzten Schwüre, die nämlichen ohnmächtigen Anerbietungen wiederholen.

„Aber was ist der geheimnißvolle, unbegreifliche, in unsern aus Koth geformten Seelen vielleicht erhabene Aufschwung? Was ist das Bedürfniß nach Zuneigung, nach Herzensergießung, was uns verzehrt? Zu welchem Schatten von Zärtlichkeit und Güte schwingen sich die Bestrebungen des leidenden Herzens, der Schrei der Schwäche um Hülfe? Vergebens lehrt uns die Erfahrung, daß der bewegliche Sand unter unsern Füßen weicht; unsere Füße wagen sich thörichterweise doch immer wieder darauf. Worin besteht die Gewalt oder vielmehr das hartnäckige Fieber, welches uns der Täuschung und dem Schmerz entgegentreibt? Warum läßt der Durst nach Liebe nicht nach? Warum will der Traum von Zutrauen und Hingebung nie ganz

verschwinden? Warum läßt unsere Leichtgläubigkeit sich durch ein freundliches Wort, durch einen mitleidigen Blick immer wieder fangen? Warum sind Thränen sympathetisch? Warum fühlen wir das Bedürfniß, dem zu helfen, der untergeht, und dem zu danken, der uns rettet? Warum haben die Worte: „Ich werde dich trösten," sie mögen nun aus dem Munde einer Frau, aus dem Auge eines Hundes, aus dem Briefe eines Freundes, oder von der Kanzel eines Priesters kommen, diese entwürdigten, in allen Pfützen beschmutzten Worte noch immer eine so unwiderstehliche Gewalt? Woher entsteht der Strahl von Freude und Vertrauen, den jene Worte in unserm erschöpften Gemüthe entzünden, gleichsam als den letzten Krampf eines Sterbenden, der das Leben noch festhalten will, als die letzte Anstrengung eines Schiffbrüchigen, welcher, indem er ein rettendes Bret zu ergreifen glaubt, den Leichnam eines seiner Gefährten umarmt und mit ihm in die Tiefe fährt?

„Schwäche und Elend des Menschen, vergebens hat er euch zu Größen erheben wollen, zu hohen Gefühlen, zu köstlichen Tugenden! Lüge und Eitelkeit, euch beide nur verwirklicht er!

„Lelia und Trenmor, seyd verwünscht für das Gute, was ihr mir nicht erwiesen habt! ihr habt thörichte Hoffnungen in mir erregt, mir das wirkliche Leben verleidet, mich gewöhnt, auf Freuden zu rechnen, die ihr mir nicht gegeben habt, ihr habt mir die Thore des Glücks einen Augenblick

geöffnet und sie dann sogleich wieder verschlossen. Ohne euch würde ich das armselige Leben und die mäßigen Freuden der Wirklichkeit hingenommen haben, wie sie waren, ich hätte allein gelebt, ohne Kummer, ohne Unruhe. Ihr habt mir gesagt, in dem Austausche und der Verbindung der Seelen lägen hohe Freuden; ich habe es geglaubt und sehe mich nun allein und trostlos, völlig im Klaren über das Nichts eurer Versprechungen, denn ihr habt das Uebel geschehen und mich untergehen lassen, ihr würdet heute zu spät kommen!...

„Und du, unbekannte Macht, die ich sonst aufrichtig verehrte, geheimnißvoller Herr unserer armseligen Schicksale, den ich noch anerkenne, aber vor dem ich mich nicht mehr niederwerfe; wenn es meine Pflicht ist, das Knie zu beugen und dich für das bittere Leben zu loben, so thue deine Gegenwart kund und gieb, daß ich wenigstens hoffe, von dir gehört zu werden!.... Aber was hätte ich zu hoffen oder zu fürchten? Wer bin ich, um deinen Zorn erregen oder deine Liebe gewinnen zu können? Was habe ich hier Gutes oder Böses gethan? Ich habe der Organisation gehorcht, die mir gegeben war, ich habe die Wirklichkeit erschöpft, ich habe nach Unmöglichem getrachtet, ich habe mein menschliches Tagewerk vollbracht. Wenn ich den Termin um einige Tage beschleunigt habe, was geht es dich an? Wenn die Fackel meines Verstandes durch den Mißbrauch der Freuden erloschen ist, was kümmert sich das Weltall darum,

ob Stenio in dem Gedächtnisse der Menschen einige hundert Verse mehr oder weniger zurücklasse? Wenn du ein rachsüchtiger, zorniger Herr bist, so wird mir das Leben keine Zuflucht bieten und ich werde, was ich auch thun möge, den Büßungen eines andern Lebens nicht entgehen; wenn du gut und gerecht bist, so wirst du mich in deinen Schoß aufnehmen und mich von den erlittenen Uebeln heilen. Wenn du gar nicht bist.... o! dann bin ich selbst mein Herr und mein Gott und kann den Tempel und das Idol zerschmettern...

„Mein Vater, ich muß dich um eine Gefälligkeit bitten, jetzt zu dem Christus in eurer Kapelle für mich zu beten."

„Ich wage es nicht," erwiederte Magnus, „dich in deinem gegenwärtigen Gemüthszustande zu verlassen. Komm mit mir."

„Was fürchtest du denn?" sagte Stenio kalt, „habe ich nicht Trenmor geschworen, daß er mich hier wiederfinden soll? Ist es nicht morgen, wo der Termin abläuft und ich die Freiheit habe, dich verlassen zu können? Mit welchen Gedanken schleppst du dich, daß du so bestürzt aussiehst?"

„Ich habe mich betrogen," dachte der leichtgläubige Mönch, „er hat keine böse Absicht. Trenmor wird morgen zurückkommen, ich will zum Gebet gehen."

Nach Verlauf einer Stunde kehrte er zurück. Stenio war nicht mehr da. Der Mönch erschrak.

Er beugte sich über den See; der Mond war untergegangen, in der Tiefe des Abgrundes war nur ein finsterer Nebel zu unterscheiden, der wie ein Leichentuch über den See ausgebreitet war. Ein tiefes Schweigen herrschte. Die Nacht war so schön und die Luft so mild, daß die finstern Gedanken des Mönchs sich allmählig verloren. Eine Nachtigall fing an zu schlagen, und Magnus fuhr aus seinen Träumen empor. Wäre es möglich, daß hier eben, an einem so ruhigen Platze, in einer so herrlichen Sommernacht ein schreckliches Trauerspiel aufgeführt worden wäre? — Dieser schwarze Gedanke erlosch von selbst. Langsam und schweigend nahm Magnus den Weg nach seiner Zelle und streckte sich auf sein Lager.

Vergebens versuchte er zu schlafen. Kaum schloß er die Augen, so erschienen ihm allerlei undeutliche, drohende Gebilde. Bald aber trat eins bestimmter hervor. Stenio, den er am Ufer des See's allein gelassen hatte, Stenio, mit seinen gottlosen Zweifeln und Lästerungen, umkreiste sein Lager und wiederholte die grausamen Fragen, mit denen er den armen Priester gequält hatte. Magnus erhob sich, stützte den Kopf auf die Knie und fragte sich, gleichsam zum ersten Mal, nach Stenio's Absichten. Warum hatte der Dichter den Zeugen seiner Angst entfernt? Warum hatte er, nachdem er die Glaubensartikel der Kirche in Stücke zerrissen, nachdem er alle Wunden seines Herzens mit blutigem, unbarmherzigem Finger berührt hatte, den Priester

fortgeschickt? Um zu beten? O nein! Stenio konnte nicht mehr beten. Erwartete er Trenmor? Aber der Weise sollte erst morgen zurückkehren. War es Lelia, deren er harrte? Bei diesem Gedanken sprang der Priester auf; einen Augenblick wünschte er Stenio's Tod.

Aber bald beseelte ihn wieder eine großmüthigere Unruhe. Er fürchtete, Stenio möchte, des Kampfes müde, einen finstern Plan ausgeführt haben, und bestürzt maß er seine Zelle mit schnellen Schritten. Es gab nur ein Mittel, über Stenio's Schicksal ins Klare zu kommen, das war, sich von seiner Rückkehr ins Kloster zu überzeugen, allein zu diesem Zwecke hätte er in den Zimmern nachforschen müssen, die den weltlichen Brüdern vorbehalten waren, was die Regel der Camaldulenser förmlich untersagte. Mehrere Male fragte er sich, ob, um ein Menschenleben und eine Christenseele zu retten, es nicht erlaubt sey, die gewöhnlichen Disciplinarvorschriften zu verletzen. Aber der mönchische Geist, der in schwächeren Köpfen den Verstand verengt und das Gefühl austrocknet, ließ ihn den Zorn des Priors weit furchtbarer finden, als die Gewissensbisse über seine Unthätigkeit. Er wollte sich lieber die Vorwürfe des Himmels zuziehen, als die Strafen seines Ordens, und so beschloß er, den Tag zu erwarten.

Er durchlief in Gedanken seine Jugendjahre; er verglich seinen Schmerz mit dem Stenio's, er brüstete sich mit seiner Entsagung, er trachtete,

den Zorn des Unglücklichen zu verachten, den er verlassen hatte: er rühmte sich seines entscheidenden Sieges über die Leidenschaften; endlich murmelte er einige verstümmelte Verse, die seinen Stolz trösteten, ohne die Bitterkeit seines Herzens zu besänftigen.

So oft er die Uhr schlagen hörte, zitterte er; er beschuldigte die Zeit der Langsamkeit, er betrachtete den Himmel, zählte die Sterne, und wenn Alles wieder still war, begann er maschinenartig von neuem sein eintöniges Klaggebet.

Endlich erschien der Tag, gleich einem weißen Faden am Horizonte, und Magnus eilte an das Ufer des See's. Der Wind hatte seinen Nebelschleier noch nicht aufgehoben und der Mönch konnte nur die nächsten Gegenstände erkennen. Er setzte sich auf den Stein, wo Stenio am Abend vorher gesessen hatte. Es wurde ihm zu langsam Tag, seine Unruhe wuchs. Wie es nach und nach heller wurde, glaubte er, vor seinen Füßen Buchstaben in den Sand gezeichnet zu sehen. Er bückte sich und las:

„Magnus, sage Trenmor, daß ich Wort gehalten habe. Er wird mich hier wiederfinden...."

Von lebhaftem Schrecken ergriffen, versuchte der Mönch in die Schlucht hinabzusteigen. Er holte ein Grabscheit vom Kirchhofe und stach damit beim Hinunterklettern Stufen in den Sand, mit deren Hülfe er endlich nach mancher Gefahr am Ufer des See's anlangte. Auf einem Teppich

von Kresse von einem zarten, sammetartigen Grün schlief der blauäugige junge Mann bleich und ruhig. Seine Füße waren in dem Sande des Ufers vergraben, sein Kopf ruhete unter Blumen, die ein sanfter Windhauch über ihn her bewegte. Wasserjungfern umgaben ihn zu Hunderten; einige vergnügten sich an dem Reste des Parfüms, den sie noch in seinem feuchten Haare fanden, andere flogen ihm um das Gesicht herum, als wenn sie dessen schöne Züge bewundern oder es mit ihren Flügeln berühren wollten. Diese zärtliche kokette Natur um einen Leichnam herum gewährte ein so anziehendes Schauspiel, daß Magnus Sinne getäuscht wurden und er Stenio rief und ihn bei der Hand nahm, als wenn er ihn hätte wecken wollen. Da er aber sah, daß der junge Mann schon seit mehreren Stunden ertrunken war, bemächtigte sich seiner eine abergläubige Furcht; er hielt sich dieses Verbrechens schuldig, fiel neben Stenio nieder und ließ ein dumpfes, undeutliches Geschrei hören.

Hirten, die am jenseitigen Ufer vorbeigingen, bemerkten den trostlosen Mönch, wie er vergebens versuchte, den Körper seines Freundes aus dem Wasser zu ziehen. Sie stiegen mittelst eines sanfteren Abhanges hinunter und brachten mit Hülfe von Zweigen und Stricken beide, den Mönch und Stenio's Körper herauf, ohne zu ahnen, was Stenio's Tod veranlaßt habe.

Des Priesters Ohnmacht war ihnen auffallend.

Sie fragten sich, wie er, der sich der Pflicht geweiht habe, die Lebenden zu trösten und die Todten zu segnen, so weibisch den Muth verlieren könne, statt für den zu beten, den Gott gerufen habe. Sie begriffen nicht, wie der Camaldulenser, der seit seinem Eintritt ins Kloster so vielen Leichenbegängnissen beigewohnt, so vieler Sterbenden letzte Seufzer gehört hatte, sich so muthlos bei einem Leichnam zeigen könne, der von andern in nichts unterschieden war.

Etwa hundert Schritte vom Ufer entfernt, setzten die Hirten ihre Bürde auf den Rasen nieder. Die Bewohner des Thales versammelten sich um sie und wollten Mittel anwenden, den Priester aus seiner Ohnmacht zu erwecken, als dieser die Augen aufschlug. Die Matronen küßten seine entfleischte Hand und baten um seinen Segen. Er schauderte, wie er ihre Lippen auf seinen Fingern fühlte.

„Laßt das, laßt das," sagte er und wehrte ihnen, „ich bin ein Sünder, der Herr hat sich von mir gewandt. Betet für mich."

Wie die Hirten sahen, daß er nicht daran dachte, etwas wegen des Leichnams anzuordnen, erboten sie sich, denselben ins Kloster zu tragen. Dieser Vorschlag erweckte die ganze Angst des Mönchs.

„Nein, nein," rief er, „das geht nicht. Helft mir nur ins Kloster."

Hier angekommen, kniete er vor dem Prior.

„Gebt mir euren Segen, mein Vater, ich komme mit einem schweren Verbrechen beladen zu euch, ich bin Schuld an dem Verderben einer Seele. Ihr erlaubtet mir, Stenio, den Freund des weisen Trenmor, den jungen Stenio zuweilen unterhalten zu dürfen, um zu versuchen, ihn auf den Weg der Wahrheit zu leiten, aber ich habe ihm schlecht gerathen, es hat mir an Kraft und Salbung gefehlt, ihn zu bekehren; meine Gebete sind nicht inbrünstig genug gewesen, meine Verwendung dem Herrn nicht angenehm, ich bin gescheitert... O, mein Vater! wird mir verziehen werden? Werde ich nicht verwünscht werden für meine Schwäche und mein Unvermögen?"

„Mein Sohn," erwiederte der Prior, „Gottes Absichten sind dunkel und seine Barmherzigkeit ist unendlich. Was weißt du von der Zukunft? Der Sünder kann ein großer Heiliger werden. Er hat uns verlassen, aber Gott hat ihn nicht verlassen, er wird ihn retten. Die Gnade kann ihn überall erreichen und ihn aus dem tiefsten Abgrunde ziehen."

„Gott hat es nicht gewollt," sagte Magnus und heftete den Blick verwirrt auf den Boden, „Gott hat ihn in den See fallen lassen..."

„Was sagst du?" rief der Prior aufspringend. „Hat deine Vernunft sich verirrt? Ist der Sünder todt?"

„Todt," antwortete Magnus, „ertrunken, verloren, verdammt!..."

„Und wie hat sich das Unglück zugetragen? Warst du Zeuge davon? Hast du es nicht zu hindern gesucht?“

„Ich hätte es vorhersehen sollen; ich hätte es verhindern sollen; es hat mir an Beharrlichkeit gefehlt; ich fürchtete mich. Er sprach eine Stunde lang mit lautem Klageton. Er beschuldigte das Schicksal, die Menschen und Gott. Er rief eine andere Gerechtigkeit an als die, welcher wir vertrauen. Er trat unsere heiligsten Glaubensartikel mit Füßen. Er verspottete unsere Gebete, unsere Opfer, unsere Hoffnungen. Wie ich ihn so lästern hörte, habe ich, o mein Vater, verzeiht mir! geweint, statt in heiligen Eifer zu gerathen. Nur einige Schritte von ihm entfernt, hörte ich halb und halb seine unseligen Worte, die der Himmel allein mächtig genug ist, zu vergeben. Ich war feig, zerschlagen und völlig entmuthigt. Ich wollte ihn unterbrechen, aber die bloße Vorstellung seines abscheulichen Lächelns fesselte meine Zunge. Ich wollte ihn fortführen, aber die Kühnheit seines Blickes lähmte mich. Ich hatte nur Einen Gedanken, nur Ein Bedürfniß, fühlte nur Eine unwiderstehliche Versuchung, und zwar zu fliehen, in der Kapelle zu beten und so der Gefahr zu entgehen, die ich nicht von ihm abwenden konnte, und die mich selbst zu verschlingen drohte. — Er bat mich dann selbst, ihn zu verlassen, und ich that es, froh, mich meinem Leiden entziehen und zu Christi Füßen flüchten zu können. Ich beschäftigte mich zu

sehr mit mir selbst und vergaß, den Sünder zu bewachen, den Gott mir anvertraut hatte. Statt das verirrte Schaf auf meine Schultern zu nehmen, fürchtete ich die Einsamkeit, die Nacht und die reißenden Wölfe. Ich kehrte allein zum Schafstall zurück, ein schlechter Hirt; ich verließ das verirrte Schaf und wie ich wiederkam, fand ich es nicht mehr. Satan hatte seine Beute entführt. Der böse Geist hatte das Schlachtopfer in den Abgrund der ewigen Verdammniß geschleudert."

„Aber wo ist der Sünder?" rief der Prior und entblößte sein weißes Haupt. „Was weißt du von seinem Tode?"

„Ich habe diesen Morgen den entseelten Körper im See gefunden, ich habe für Stenio nichts mehr zu thun, nichts mehr zu hoffen. Legt mir eine schwere Buße auf, mein Vater, damit ich meine Seele rein wasche."

„Rede mir von Stenio und vergiß dich einmal selbst ein wenig!" rief der Prior ernst. „Ist deine Seele mehr werth als die seinige, daß wir sie so verlassen? Wir werden damit anfangen, für den Sünder, den Gott gezüchtigt hat, zu beten, dann werden wir sehen, wie wir dich läutern. Wo ist der Körper des jungen Mannes? Hast du die Psalmen gesungen über seiner sterblichen Hülle? Hast du ihn mit Weihwasser besprengt? Hast du ihn an die Schwelle der Kapelle bringen lassen? Hast du dem Kapitel sagen lassen, daß es sich versammle? Die Sonne steht schon

hoch am Himmel, was hast du seit ihrem Aufgange gethan?"

„Nichts," antwortete der bestürzte Mönch, „ich hatte das Gefühl des Daseyns verloren, und wie ich wieder zu mir kam, sagte ich mir, daß ich vernichtet sey."

„Und Stenio, Stenio?" rief der Greis.

„Stenio!" erwiederte der Mönch, „ist er nicht ohne Rückkehr verloren? Haben wir das Recht, für ihn zu beten? Wird Gott seine unabänderlichen Gesetze seinetwegen zurücknehmen? Ist er nicht gestorben wie Judas Ischarioth?"

„Wie?" rief der entsetzte Prior, „Selbstmord?"

„So ist es!" antwortete Magnus mit hohler Stimme.

Der alte Prior sank auf seinen eichenen Lehnstuhl zurück und faltete seine gelben runzlichten Hände in einem Gefühle des Schreckens und in unaussprechlicher Bestürzung; dann wandte er sich an Magnus und machte ihm heftige Vorwürfe.

„Und eine solche Katastrophe hat sich fast unter deinen Augen zugetragen! Ein solcher Scandal hat sich begeben in einem der Gottesverehrung geweihten Bezirke, und du hast es nicht verhindert! Du bist beten gegangen wie Maria, während du hättest handeln sollen wie Martha! Du hast im Tempel die Stirn erhoben gleich dem Pharisäer! Du hast gesagt: Sieh auf mich und segne mich,

mein Gott, denn ich bin ein heiliger Priester und der Gottlose, der da unten stirbt, kann deiner und meiner entbehren! Du hast geträumt und geschlafen, blödsinniger Mönch, selbstsüchtiger, feiger Mensch, wo du hättest seinen Schritten folgen, dich ihm zu Füßen werfen, Thränen, Bitten, Drohungen, ja selbst Gewalt anwenden sollen, um ihn zu hindern, sein entsetzliches Opfer zu vollbringen! Statt den Sünder als einen Gegenstand des Schreckens und des Aergernisses zu fliehen, hättest du ihm nicht die Füße küssen und ihn Sohn und Bruder nennen sollen, um sein Herz zu rühren und ihm Muth einzuflößen, wäre es auch nur auf einen Tag gewesen, der vielleicht hingereicht hätte ihn zu retten? Verläßt der Arzt das Lager des Kranken aus Furcht vor Ansteckung? Wendete sich der Samariter weg beim Anblick der scheußlichen Wunde des Juden? Nein, er näherte sich ohne Furcht, goß Balsam auf die Wunde, nahm den Kranken zu sich auf's Pferd und rettete ihn. Und du, um deine Seele zu retten, hast du die Gelegenheit versäumt, den verlornen Sohn in die Arme des Vaters zurückzuführen; harter, engherziger Mensch, du wirst entsetzt schaudern, wenn dir Gott in deinen schlaflosen Nächten zurufen wird: Kain, was hast du mit deinem Bruder gemacht?"

„Genug, genug, mein Vater!" rief der Mönch und sank nieder, „schont meines zerschmetterten Gehirns, meiner verwirrten Vernunft. Kommt mit mir, um über seiner Hülle zu beten, sprecht die

lösenden Worte, berührt den Ysop, welcher wäscht und reinigt, sprecht die Beschwörungen, die den Stolz des Satans beugen, sprengt das heilige Oel, welches die Befleckungen des Lebens hinwegnimmt...."

Der Prior, von seinem Schmerze gerührt, erhob sich unentschlossen.

„Bist du gewiß, daß er sich selbst den Tod gegeben hat?" fragte er zweifelnd. „Sollte es nicht durch einen Zufall herbeigeführt worden seyn, oder durch eine höhere Bestimmung, deren Deutung uns nicht zusteht? Was wissen wir? Er kann sich getäuscht haben.... in der Finsterniß der Nacht... es kann ein Zufall eingetreten seyn.... Rede doch, mein Sohn, hast du sichere Beweise des Selbstmordes?"

Magnus war unschlüssig. Er hatte Lust, Nein zu sagen, in der Hoffnung, den Himmel zu hintergehen und vermittelst der Sakramente der Kirche ihm eine verdammte Seele zu senden, aber er wagte es nicht. Schaudernd gestand er die Wahrheit und berichtete auch, welche Worte in den Sand gezeichnet gewesen waren.

„Also ist es nur zu wahr!" sagte der Prior und ließ Thränen auf seinen weißen Bart träufeln; „es giebt kein Mittel, die Lage der Sache zu mildern. Armes Kind! Gott, deine Gerechtigkeit ist streng und dein Zorn schrecklich!... Geh, Magnus, laß die Thore des Klosters schließen und bitte einen Holzhauer oder Schäfer, den Leichnam zu beerdigen

Die Kirche verbietet uns, ihm die Pforten des Tempels zu öffnen und ihn in heiliger Erde zu begraben...“

Dieser Befehl erschreckte Magnus mehr als alles Uebrige. Er schlug heftig mit dem Kopfe auf das Pflaster, und das Blut floß über seine bleichen Wangen, ohne daß er es bemerkte.

„Geh, mein Sohn,“ fuhr der Prior fort und half ihm auf, „fasse Muth, laß uns der heiligen Kirche gehorchen, aber hoffen. Gott ist groß und gut. Niemand hat den Schatz seiner Barmherzigkeit ergründet. Zudem sind wir schwache Menschen und beschränkte Geister. Laß uns buchstäblich gehorchen und nicht den Geist der heiligen Gesetze deuteln. Kein Mensch, und wäre es das Oberhaupt der Kirche, hat das Recht, einen Menschen unwiderruflich zu verdammen. Der Todeskampf des Sünders kann lang gewesen seyn. Indem er sich des Todes zu erwehren gesucht hat, ist er vielleicht noch von einem plötzlichen Lichte erleuchtet worden. Er kann bereut und so rein und inbrünstig gebetet haben, daß er den Herrn versöhnt hat. Es ist nicht das Sakrament, welches löset, du weißt es, es ist die Zerknirschung, und ein Augenblick aufrichtiger und tiefer Zerknirschung kann ein Leben der Buße aufwiegen. Laß uns beten und demüthigen Herzens seyn. Stenio's Jugend kann vielleicht Tugenden aufzuweisen haben, welche seine späteren Sünden abwaschen, dagegen kann unser früheres Leben so befleckt seyn, da

alle unsere jetzigen und künftigen Bußen es nicht zu reinigen vermögen. Geh, mein Sohn, wenn die Regel mir verbietet, den Leichnam im Kloster aufzunehmen und ihn mit religiöser Feier zum Kirchhofe zu begleiten, so ermächtigt mich doch die Religion, dir eine besondere Erlaubniß ertheilen zu dürfen, und zwar die, bei dem Todten zu wachen und ihn zur letzten Ruhe zu begleiten, auch solche Gebete zu sprechen, wie deine christliche Liebe dir eingeben wird, nur nicht die, welche nach unserm geheiligten Ritus bei christlichen Begräbnissen stattfinden. Geh, es ist deine Pflicht; es ist das einzige Mittel, so viel an dir liegt, das Uebel wieder gut zu machen, was du nicht zu verhindern wußtest; es ist deine Sache, für dich und ihn Gnade zu erlangen. Auch ich werde beten, wir werden alle beten, aber nicht im Chore und im Heiligthume, sondern jeder in seiner Zelle."

Der unglückliche Mönch kehrte zum Leichnam zurück, den die Schäfer in eine Grotte gebracht hatten, um ihn gegen die Sonne zu schützen. Die Weiber verbrannten Cedernharz und Wachholderzweige. Die guten Leute erwarteten, daß Magnus ihnen den Befehl bringen werde, den Leichnam zum Kloster zu tragen, und hatten zu diesem Zwecke eine bessere Tragbahre von grünen Zweigen geflochten. Die Kinder hatten den Körper mit wohlriechenden Kräutern bestreut und die Weiber ihm einen Kranz von weißen Blumen auf den Kopf gesetzt.

Die Bergbewohner knieten, als sie den Priester

knien sahen, die Weiber, deren Zahl sich sehr vermehrt hatte, begannen ihre Rosenkränze zu beten, und Alles bereitete sich, dem Mönch und dem Leichnam bis zum Klostergitter zu folgen und dann vom entgegengesetzten Ufer des See's dem Leichenbegängniß auf dem Kirchhofe der Camaldulenser zuzusehen. Aber als sie nach langem Warten die Sonne sich neigen sahen, ohne daß Magnus den Todten hätte wegbringen lassen und die Mönche ihm entgegengekommen wären, erstaunten sie und wagten es, ihn zu befragen. Magnus sah sie verstört an und versuchte zu antworten, brachte aber nur unverständliche Worte heraus. Als sie bemerkten, wie sehr der Schmerz ihn angegriffen hatte, fürchteten sie, ihn durch weitere Fragen noch mehr zu betrüben, und einer der ältern Holzhauer begab sich ins Kloster, um Befehle einzuholen.

Nach Verlauf einer Stunde kam er traurig und schweigend zurück, und da er nicht wagte, sich in Magnus Gegenwart auszusprechen, so winkte er seine Gefährten auf die Seite. Alle umgaben ihn und erfuhren mit Schreck und Staunen den Selbstmord Stenio's und des Priors Weigerung, ihn in geweihtem Boden zu beerdigen.

Die einfachen und beschränkten Leute entsetzten sich über ein, nach den katholischen Glaubensartikeln so schwer verpöntes Verbrechen, und sagten unter einander: Wir dürfen nun den Todten nicht mehr beklagen, es ist verboten, für Verdammte zu beten. Laßt uns gehen, es ist des Mönchs Sache,

bei ihm zu wachen. Er hat die Macht, Exorcismen auszusprechen, und wenn der Teufel seine Beute fordert, kann er ihn beschwören.

Die Schäfer, mehr an Nachtwachen und Einsamkeit gewöhnt, unterlagen so abergläubigem Schrecken weniger. Einige beschlossen, bei Magnus zu bleiben, und mit ihm bei dem Leichnam zu wachen. Sie pflanzten an den vier Ecken der Bahre große Fackeln von harzigem Holze auf, die einen röthlichen Schein auf den Todten warfen. Aber die Bewegung der Flammen schien sich den Zügen und den Gliedern Stenio's mitzutheilen, und es kam ihnen vor, als öffne er die Augen und bewege die Hände. Die Furcht bemächtigte sich ihrer, und ohne sich dieses zu gestehen, beschlossen sie einstimmig, schweigend nach Hause zu gehen. Der Mönch, dessen Gegenwart ihnen noch bis dahin Zuversicht eingeflößt hatte, fing an, sie mehr zu erschrecken, als der Todte selbst. Seine Unbeweglichkeit, sein Stillschweigen, seine Bläsſe und etwas Finsteres und Fürchterliches in den Runzeln seiner kahlen, leuchtenden Stirn, gaben ihm mehr das Ansehn eines Geistes der Finsterniß, als eines Menschen. Sie bildeten sich ein, der Teufel habe diese Gestalt angenommen, um den jungen Menschen zu verdammen und in den See zu stürzen, und er bewache jetzt seine Beute, um sie in der Mitternachtsstunde fortzuführen.

Der Muthigste unter ihnen erbot sich, am folgenden Morgen wieder zu kommen, ein Grab zu

graben und den Leichnam zu beerdigen. „Das möchte sehr unnöthig seyn,“ erwiederte einer der Bestürztesten, und diese Antwort wurde allgemein verstanden. Sie betrachteten sich schweigend und erschraken gegenseitig über ihre Blässe, stiegen dann ins Thal hinunter und trennten sich eiligen Schrittes, einer den andern für ein Gespenst haltend.

XII.

Lelia und Trenmor näherten sich dem Thale. Der Tag neigte sich zu Ende und sie eilten, noch vor Einbruch der Nacht einzutreffen, als plötzlich ein Pferd stürzte und der Wagen heftig umgeworfen wurde. Trenmor war schwer verletzt, Lelia nicht im mindesten. Vielleicht hatte der Himmel seine Absichten.

Trenmor wurde in ein Haus am Wege gebracht und schleunig Hülfe für ihn besorgt. Wie er wieder zu sich gekommen und verbunden worden war, ergriff er Lelia bei der Hand.

„Reise, meine Schwester,“ sagte er, „verliere nicht einen Augenblick. Der letzte Tag nähert sich seinem Ende, und wer weiß, was Stenio einfallen könnte, wenn heute keines von uns bei den Camaldulensern erschiene. Verlaß mich nur, ich kann dich hier entbehren. Morgen oder später kannst du mich besuchen; es handelt sich jetzt nicht um mich. Reise.“

Lelia zögerte nicht. Der Wagen war zerbrochen, sie bestieg daher ein Pferd und war bald aus

dem Gesicht. Die Sonne war untergegangen, als sie das Thal der Camaldulenser erreichte. Ihre Leute waren weit hinter ihr zurückgeblieben.

Ein lichter Platz im Walde wurde von einem Kreuzwege durchschnitten. Ungewiß, befragte sie einen Holzhauer nach dem Wege zum Kloster.

„Der hier rechts,“ sagte der Mann; „wenn Sie aber noch heute Abend ins Kloster wollen, so möchten Sie einen Befehl vom Papste mit haben. Die Gitter sind geschlossen, den ganzen Tag haben die Glocken nicht geläutet. Der Prior und alle Mönche sind in ihren Zellen; man redet mit Niemand. Der Engel des Todes hat diese Nacht ein Kreuz an die Pforte gezeichnet.“

Höchst erschreckt fragte Lelia näher nach, und erfuhr Stenio's Tod. Sie wollte noch zweifeln und hoffen, als aber mehrere Bergbewohner die Worte des ersten bestätigten, fiel sie ihnen ohnmächtig in die Arme und wurde in eine Hütte getragen.

Magnus war indessen allein bei dem Leichnam geblieben und hatte die Entfernung der Schäfer nicht bemerkt. Er kniete noch immer, aber er betete nicht, er dachte nicht, seine Kraft war gebrochen. Nur der brennende Schmerz seiner Stirn, die er an dem Pflaster in des Priors Zelle zerschlagen hatte, erinnerte ihn, daß er noch lebe. Seine physische und geistige Qual versetzten ihn in einen fürchterlichen Zustand.

Nach und nach wurden seine Stirnschmerzen so heftig, daß er mit der Hand hinfuhr und sie ganz

blutig zurückzog. Die feuchte Wärme und der Blutgeruch bewirkten eine Art von Krampf in seinen Fingern. Das böse, wilde, gierige Thier, welches sich unter dem Bußgewande des Mönches verbirgt, erwachte mit seinem mordlustigen Instinkt und seinen scheußlichen Gelüsten. Er riß die gläsernen Augen auf, die denen eines Leichnams glichen, und sprang wie galvanisirt in die Höhe.

Als er aber die bleiche Gestalt Stenio's vor sich sah, der den Schlaf der Engel schlief, betrachtete er mit schrecklichem Lächeln das weiße Leichentuch und den Blumenkranz, und murmelte mit bewegter Stimme: „O Weib! o Schönheit!...."

Dann nahm er den Leichnam bei der Hand, und die Kälte des Todes beruhigte seinen Wahnsinn und verjagte die Täuschung des Fiebers. Er erkannte, daß das nicht ein schlafendes Weib sey, sondern ein Mann auf der Bahre, ein Mann, dessen Tod er sich vorzuwerfen habe.

Er blickte um sich, und da er nichts sah, als die schwarzen Felsenwände, an denen die Flammen der Fackeln spielten, nichts hörte, als das Heulen des Windes, fühlte er alle Schrecken der Nacht und der Einsamkeit wie einen Eisberg auf seinen Schädel fallen.

Er glaubte, sich etwas bewegen und auf dem Felsen neben ihm herumkriechen zu sehen. Aus Furcht schloß er die Augen, öffnete sie aber wieder und sah unwillkührlich hin. Er bemerkte eine schreckliche, unbewegliche, schwarze Gestalt an seiner

Seite. Fast eine Stunde beobachtete er sie, wagte keine Bewegung und hielt den Athem an, aus Furcht, er möchte die Aufmerksamkeit dieses Phantoms erregen, welches bereit schien, sich zu erheben und auf ihn loszustürzen. Die Harzfackel, welche Magnus Umriß an die Wand gezeichnet hatte, erlosch, und das Phantom verschwand, ohne daß der Mönch begriffen hätte, es sey sein eigener Schatten gewesen.

Plötzlich näherten sich leise Tritte. Vielleicht eine neugierige Gemse, die das Fackellicht herbeizog. Magnus bekreuzte sich und warf einen zitternden Blick auf den Fußsteig. Er glaubte eine weiße Frauengestalt zu bemerken, und fühlte sein Herz heftig bewegt von einem unruhigen Verlangen. Er erhob sich, um ihr entgegen zu gehen, aber die Furcht hielt ihn zurück und ließ ihn in der Figur einen Schatten, einen dem Grabe entstiegenen Geist erblicken, der Stenio zu holen komme. Er verbarg sein Gesicht in die Hände, verhüllte seinen Kopf in die Kapuze und drückte sich in einen Winkel, entschlossen, nichts zu sehen und zu hören.

Da er kein Geräusch weiter vernahm, beruhigte er sich in etwas und erhob den Kopf. Er erblickte Lelia, die neben Stenio kniete.

Der Mönch wollte schreien, aber seine Zunge klebte am Gaumen. Er wollte fliehen, aber die Beine versagten ihm den Dienst. So blieb er mit

verstörtem Blicke, mit ausgespreizten Fingern sitzen, das Gesicht durch die Kapuze verdeckt.

Lelia hatte sich über das Leichenbett hingebogen. Ihr aufgelöstes, langes Haar rollte über ihre blassen Wangen; sie schien todt, wie Stenio; die würdige Braut eines Leichnams.

Sie hatte sich von den Hirten weggeschlichen, um Stenio's Hülle zu umarmen. Geleitet von dem düstern Schein der Fackeln, kam sie allein, ohne Furcht, ohne innere Vorwürfe, ohne Schmerz vielleicht.

Beim Anblick der schönen Stirn aber, auf der die Schatten des Todes ruhten, fühlte sie sich erweicht; das zarte Mitleid milderte die Härte ihres, selbst in der Verzweiflung düstern und unerschütterlichen Gemüthes.

„Ja, Stenio," begann sie ohne Unruhe und ohne die Gegenwart des Mönches zu bemerken, „ich beklage dich, weil du mich verwünscht hast. Ich beklage dich, weil der Himmel, wie er uns schuf, nicht unsere Vereinigung beschlossen hatte. Du hast geglaubt, ich weiß es, daß ich Vergnügen darin fände, deine Qualen zu vermehren. Du hast geglaubt, daß ich mich an dir für die Leiden und Täuschungen früherer Jahre rächen wolle. Du hast geglaubt, daß ich deine Eide mit Geringschätzung und Gleichgültigkeit hinnähme, um meine Eitelkeit für die Verräthereien zu entschädigen, welche die Männer gegen mich begangen hatten. Du hast dich betrogen, Stenio, und ich verzeihe dir das

Anathema, was du über mich ausgesprochen hast. Der, welcher unsere Gedanken richtet, ehe wir sie noch gefaßt haben, der zu jeder Stunde im Buche unserer Gewissen blättert und schon die geheimen Absichten liest, ehe sie noch eingeschrieben sind, wird deine Drohungen nicht gesammelt haben und wird sie auch nicht ausführen. Er wird dich nicht strafen, weil du blind warst. Er wird deine Schwachheit nicht züchtigen, weil du dich weigertest, einer Weisheit zu vertrauen, die nicht die deinige war. Du hast das Licht, welches dich in deinen letzten Tagen aufklärte, zu theuer erkauft, als daß er dir vorwerfen sollte, so lange im Dunkeln getappt zu haben. Das schmerzliche und schreckliche Wissen, welches du mit dir nimmst, bedarf keiner Abbüßung, denn deine Lippe ist verdorrt, wie du die Frucht kostetest, die du gepflückt hattest.

„Ich liebte dich, Stenio, ohne dich trösten zu können. Ich bewunderte dein Feuer, ohne es erwiedern zu können. Ich beklagte die unwiderlegbaren Beweise meiner Ohnmacht, aber sie wegläugnen, mich verkennen zu wollen, wäre das nicht eine jämmerliche, feige Lüge gewesen? Wenn ich dir Hoffnung gemacht hätte, daß du mein kaltes Herz würdest erwärmen können, so hätte ich gelogen und würde deine tiefste Verachtung verdient haben.

„Ist es also für die Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit, womit ich dir die Schwächen meiner Natur bekannte, daß du die Strafen des Himmels auf mich herabgerufen hast?

„Um deiner Liebe zu begegnen und sie zu fesseln, hätte ich mich ganz entwürdigen müssen. Meine kalten Sinne konnten dir keine Freuden gewähren. Wenn ich Wollust affektirt, in deinen Umarmungen gezittert, gelächelt und die Entzückte gespielt hätte, so würde ich, die du vergöttertest, ein scheußliches Ungeheuer, eine lächerlich leere Nachahmung einer Buhlerin gewesen seyn.

„Aber der Himmel wird uns, darauf vertrau' ich fest, in der Ewigkeit vereinigen; wir werden dann noch näher erfahren, warum er uns hier getrennt hielt, und dein Zorn wird verschwinden, als wenn er nie gewesen wäre. Dann wirst du mich nicht mehr hassen und mich der Ungerechtigkeit und Grausamkeit beschuldigen. Dann wirst du begreifen, daß wir hier nicht alle Einen Weg gehen und Einen Zweck verfolgen können. Dann wird die Erinnerung an unser Elend verschwinden, wie ein Traum, und wir werden uns fragen, ob wir wirklich gelebt haben.

„Tröste dich, Stenio, deine Prüfung ist zu Ende, und die meinige dauert noch fort. Du bist mir vorangegangen; Gott hat dich mir vorgezogen, da er dich zuerst ruft. Ach! warum bin ich noch hier, um dich zu betrachten, ich, die weder Liebe geben, noch empfinden kann? Warum liege ich nicht statt deiner auf der Bahre? Adieu, Stenio, adieu, du einziger, den ich mit edler, reiner Liebe umfaßte! Beklage mich, ich lebe noch."

Sie drückte den letzten Kuß auf Stenio's blaue

Lippen, nahm eine verwelkte Blume aus seinem Kranze, die sie in dem Busen verbarg, und nahm ihren Weg nach dem Thale zurück, ohne den Mönch bemerkt zu haben, der, im Schatten, mit dem Rücken an der Mauer, da stand und sie mit blitzenden Augen durchbohrte.

Die Vernunft hatte Magnus ganz verlassen; er verstand nichts von Lelia's Rede. Er sah sie nur und fand sie schön; seine Leidenschaft erwachte mit Gewalt, er erinnerte sich nur der Begierden, die er so lange unterdrückt hatte und die ihn jetzt völlig verzehrten.

Wie er sie Stenio umarmen sah, blitzte eine furchtbare Eifersucht, die er nie gekannt hatte, weil ihm keine Veranlassung dazu geworden war, in ihm auf. Er würde Stenio geschlagen haben, wenn er es gewagt hätte; aber der Leichnam jagte ihm Furcht ein, und die Begierde entzündete sich noch heftiger in ihm, als der Wunsch nach Rache.

Er stürzte Lelia nach und ergriff sie beim Arm.

Sie wendete sich um und betrachtete die hagere Figur mit blutendem Auge und zitterndem Munde ohne Furcht, ja fast ohne Erstaunen.

„Weib," sagte der Mönch, „du hast mich genug leiden lassen; tröste mich nun und liebe mich."

Lelia, die in dem kahlen, gebeugten Mönche den Priester nicht wieder erkannte, den sie wenige Jahre früher jung und stolz gesehen hatte, blieb erstaunt stehen.

„Mein Vater," sagte sie, „wendet euch zu

Gott, seine Liebe ist die einzige, die euch trösten kann."

„Erinnerst du dich nicht, Lelia," erwiederte der Mönch, ohne sie anzuhören, „daß ich es bin, der dir das Leben gerettet hat? Ohne mich wärest du in den Ruinen des Klosters umgekommen, in dem du zwei Jahre verbracht hattest. Erinnerst du dich dessen, Weib? Ich stürzte mich in die Trümmer, auf die Gefahr hin, verschüttet zu werden, ich trug dich heraus, setzte dich auf mein Pferd und hielt dich den ganzen Tag in meinen Armen, ohne zu wagen, nur dein Kleid zu küssen. Aber von diesem Tage an entzündete sich ein verzehrendes Feuer in meiner Brust. Vergebens habe ich gefastet und gebetet; Gott will mich nicht heilen. Du mußt mein seyn; wenn ich beruhigt bin, werde ich geheilt werden; ich werde Buße thun und gerettet seyn; sonst aber werde ich wieder närrisch und werde verdammt seyn."

„Ich erkenne dich, Magnus!" antwortete Lelia, „ach! das sind also die Früchte deiner Kämpfe und deiner Büßungen."

„Spotte nicht, Weib," rief Magnus mit finsterm Blick, „ich bin so nahe am Hasse, wie an der Liebe, und wenn du mich abweisest, so weiß ich nicht, was der Zorn mir eingeben könnte..."

„Laß meinen Arm los, Magnus," sagte Lelia mit ruhiger Verachtung. „Setze dich auf den Felsen und ich will mit dir reden."

Es war etwas so Gebieterisches in ihrer Stimme,

daß der Mönch, an leidende Unterwerfung gewöhnt, instinktartig gehorchte und sich zwei Schritte von ihr setzte; sein Herz schlug so heftig, daß er nicht reden konnte. Er nahm seinen blutenden, schmerzenden Kopf in beide Hände und raffte Alles zusammen, was ihm von Kraft und Gedächtniß noch übrig war, um zu hören und zu verstehen.

„Magnus," begann Lelia, „wenn du, wie du noch jung und fähig warst, dir eine Stellung in der menschlichen Gesellschaft zu begründen, mich wegen deiner Zukunft gefragt hättest, so würde ich dir nicht gerathen haben, Priester zu werden. Deine Organisation mußte dir die harten Pflichten unmöglich machen, die du nur der That nach ausübst. Du bist ein schlechter Priester gewesen, aber Gott wird dir verzeihen, weil du viel gelitten hast. Jetzt ist es zu spät für dich, in das bürgerliche Leben zurückzukehren, du hast die Kraft verloren, nach irgend einer Tugend zu streben. Du mußt dich an die Entsagung halten. Obgleich ich wenig Glauben zu euern Kasteiungen und den übrigen Gebräuchen eures mönchischen Lebens hege, so denke ich doch, daß du in der Zurückgezogenheit das Ende deiner Leiden erwarten mußt; es wird nicht zögern; betrachte deine Hände, deine grauen Haare. Desto besser für dich, Magnus! möchte ich doch auch meinem Grabe so nahe seyn! Geh, Unglücklicher, wir können nichts für einander thun. Du hast dich getäuscht; du hast dich vom Leben zurückgezogen, und fühlst doch das Bedürfniß, zu

leben; und jetzt erschrickst du und glaubst, daß es dir möglich seyn werde, deine Begierden durch den Genuß zu stillen. Kindischer, unsinniger Mensch! es ist nicht mehr Zeit, daran zu denken. Vor einigen Jahren hättest du das Glück in der Freiheit finden können; deine Vernunft hätte sich erhellen, dein Gemüth sich gegen eitle Vorwürfe abhärten können. Aber heute verfolgen dich Entsetzen, Abscheu und Schrecken allenthalben. Du würdest die Liebe nicht mehr kennen lernen, du würdest sie stets für ein Verbrechen halten, und die Gewohnheit, erlaubte Freuden mit dem Namen Sünde zu beflecken, würde dich, vor deinem Gewissen, in den Armen der reinsten Frau zum Verbrecher machen. Mäßige deinen Stolz, armer Mönch. Du hast dich stark genug geglaubt für die schreckliche Klostertugend, hast dich aber betrogen. Doch, was liegt daran? Du erreichst das Ende deiner Uebel: sorge, daß du nicht die Früchte davon verlierst. Du bist nicht groß genug gewesen, daß Gott dir die Verzweiflung verzeihen könnte; du bist nicht Stenio!"

Vergebens hatte Magnus zugehört; sein Kopf versagte ihm den Dienst. Er litt und glaubte zu verstehen, daß Lelia ihn verspotte; ihre ruhige, stolze Haltung demüthigte ihn tief. Er verabscheute sie und wollte sie fliehen, aber er glaubte sich festgehalten und bezaubert von dem Auge des Dämons.

Endlich unterlag seine schwache Vernunft diesem letzten Kampfe. Er erhob sich und ergriff von neuem Lelia's Arm.

„Jetzt sehe ich, wer du bist!" rief er. „Oft habe ich in dir den Dämon zu erkennen geglaubt; aber du hattest dich unter einem so schönen Aeußeren versteckt, daß ich dich für ein Weib hielt. Jetzt haben sich mir die Augen geöffnet, und ich fühle mich stark genug, dich zu bekämpfen und nieder zu werfen. Fahre in die Hölle zurück, Satan! ich verwünsche dich im Namen Christi!"

Lelia sah die Wuth und Geistesverwirrung in seinen Augen, und bot alle ihre Kräfte auf, sich von der eisernen Hand zu befreien, die ihren Arm zerquetschte. Aber Magnus sprach Beschwörungsformeln, und erstaunt, sie nicht verschwinden zu sehen, wurde er völlig rasend und dachte nur daran, sie zu tödten, wie er früher schon oft die Idee gehabt hatte.

„Ja, ja," schrie er, „wenn du todt seyn wirst, werde ich dich nicht mehr fürchten. Ich werde dich vergessen und wieder beten können."

Er erwürgte sie.

Eine Stunde vor Tagesanbruch hörten die Thalbewohner ein fürchterliches Geheul. Die abergläubige Furcht, die sie aus der Grotte vertrieben hatte, hinderte sie, ihre Hütten zu verlassen. So brav diese Leute bei einer sichtbaren Gefahr, und so mitleidig sie waren, wenn einem Unglück abgeholfen werden konnte, wagten sie doch nicht, einem Teufelsspuk entgegen zu treten.

Es war der Mönch, der den Anblick seines Verbrechens floh und vor Entsetzen heulte, als er

sich von den Geistern Lelia's und Stenio's verfolgt wähnte. Man sah ihn nicht wieder.

Lelia schleppte sich auf den Knien bis zu Stenio's Bahre; sie hatte eben noch so viel Kräfte, ihn umarmen und mit gebrochener Stimme sagen zu können:

„Gelobt sey Gott, der uns schon vereinigt!“

Dann richtete sie ihren letzten Blick gegen den Himmel. Es fing an zu tagen.

„Der Morgen wird schön seyn,“ dachte sie. „Erde, erfreue dich, Alles vergeht, Alles stirbt, Alles kehrt zu Gott zurück.....“

Sie sank nieder. Man fand sie todt zu Stenio's Füßen. Magnus's Rosenkranz war so fest um ihren Hals zusammengezogen, daß man die seidene Schnur desselben zerschneiden mußte. Lelia wurde in geweihtem Boden beerdigt. Auf der Seite des Kirchhofes, welche die Schlucht begrenzte, errichtete man ihr ein Denkmal, dem ähnlich, was man am jenseitigen Rande des Abgrundes, wo Stenio begraben wurde, aufstellte.

Eines Abends ging Trenmor, der von den Folgen seines Sturzes wiederhergestellt war, an das Ufer des Sees. Der Mond beleuchtete die beiden weißen Grabmäler, die der See trennte. Meteore erhoben sich, wie gewöhnlich, über der neblichten Oberfläche des Sees. Trenmor beobachtete traurig ihren bleichen Glanz und ihren melancholischen Tanz. Er bemerkte zwei, die von den gegenüberliegenden Ufern kamen, sich vereinigten, sich wechsel-

seitig verfolgten und die ganze Nacht beisammen blieben, sie mochten im Schilfe spielen, über das Wasser hingleiten oder zitternd im Nebel verweilen, wie zwei erlöschende Lampen. Trenmor wurde von einer abergläubigen Idee ergriffen. Er verbrachte die ganze Nacht damit, die beiden unzertrennlichen Lichter, die sich wie verliebte Seelen suchten und verfolgten, im Auge zu behalten. Einigemal kamen sie nahe an ihn heran, er rief sie dann mit theuren Namen und vergoß Thränen.

Bei Tagesanbruch erloschen die Meteore. Die beiden geheimnißvollen Flämmchen erhielten sich noch auf der Mitte des Sees, als wäre es ihnen schwer geworden, sich zu trennen. Endlich verschwanden sie nach entgegengesetzten Richtungen, als wenn jedes zu dem Grabe ginge, welches es bewohnte. Trenmor fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er einen schweren Traum verscheuchen. Er ging zu Stenio's Grabe und rief:

„Was werde ich nun ohne euch anfangen? Wozu werde ich nützen? Was wird meine Theilnahme erregen? Wozu dienen mir nun meine Weisheit und meine Kraft, wenn ich keine Freunde mehr zu trösten und zu unterstützen habe? Wäre es nicht besser, hier ebenfalls zu ruhen, an der Seite dieser beiden stillen Gräber? Doch nein, die Buße ist noch nicht zu Ende: vielleicht lebt Magnus noch, vielleicht kann ich ihn heilen. Und es giebt allenthalben Menschen, die kämpfen und leiden, es

giebt allenthalben Pflichten zu erfüllen, Kraft zu verwenden und eine Bestimmung zu verwirklichen."

Er grüßte von weitem den Marmor, der Lelia's Gebeine umschloß, küßte den, unter welchem Stenio schlief, blickte dann auf die Sonne, als die Fackel, die seine fernern mühevollen Tage erhellen sollte, nahm seinen Stab auf und begab sich auf den Weg.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sand, George,

Lelia

Leipzig 1834

P.o.gall. 1990 vd
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10097631-9